1,40 DM / Band 86

Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Kreuzfahrt der Skelette

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Kreuzfahrt der Skelette

John Sinclair Nr. 86

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 26.02.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Kreuzfahrt der Skelette

Seit vielen Jahrhunderten machten die Geisterpiraten die Weltmeere unsicher. Doch nun hatte Kapitän Mort Diabello genug von der Seefahrt. Er wollte seine Schreckenstaten an Land fortsetzen.

Und er kreuzte bereits vor der Küste Englands. Nichts schien ihn aufhalten zu können, denn er bereitete seinen Sturm auf das Festland gewissenhaft vor…

Die Nacht war sternenklar. Die fast volle Scheibe des Mondes spiegelte sich auf der schwarzen Meeresoberfläche. Sanft schaukelte die Dünung, und Keith Kalleys Kajütkreuzer wiegte sich auf ihr.

Kalley war Sänger. Einer von denen, die es schon beinahe geschafft hatten. Er hatte den kleinen Ort, in dem er aufgewachsen war, vor sechs Jahren verlassen. In London nahm er Gesangs-, Schauspiel- und Tanzunterricht und hatte – während er noch mitten in der Ausbildung steckte – seine ersten Engagements bekommen.

Keith Kalley sah gut aus. Er war dunkelhaarig, hatte ein scharf geschnittenes Profil, und die Frauen von sieben bis siebzig bescheinigten ihm ungeheuer viel Sex Appeal.

Noch gehörte Keith Kalley nicht zu den ganz Großen in der Branche. Aber er hatte sich bereits weit aus der Masse herausgehoben, verdiente sehr gut und konnte sich heute viele Dinge leisten, von denen er früher nicht einmal zu träumen gewagt hatte.

Wenn er von den Strapazen des Showbusineß ausspannen wollte, verbrachte er gern ein paar Tage in seinem Heimatort Harwich. Er hatte sich hier einen prächtigen Bungalow hinstellen lassen, der anfangs von allen reichlich bestaunt worden war.

Auch der Kajütkreuzer war nicht geliehen, sondern war Kalleys Eigentum. Er besaß außerdem noch ein Sportflugzeug, einen Rolls Royce und zwei deutsche Sportflitzer.

Und die Tendenz seiner Karriere war weiterhin steigend.

Kalley schnippte seine Zigarette über Bord. Er wandte sich dem Mädchen zu, das er mit aufs Meer genommen hatte. Suzie Dingo war ihr Name. Ein blonder Engel mit einer Traumfigur.

Sie trug eine Lammfelljacke. Auch Keith war warm angezogen. Schließlich waren die Spätherbstnächte auf dem Wasser schon ziemlich rauh.

Keith musterte Suzie. Er war mit ihr aufgewachsen. Und er erinnerte sich noch gut daran, daß sie ihm gegenüber immer unnahbar gewesen war.

Was auch immer er versucht hatte, sie hatte ihn abblitzen lassen. Natürlich hatte ihn das lange Zeit maßlos geärgert.

Doch schließlich hatte er sich damit abgefunden, daß er jede andere haben konnte, nur nicht Suzie Dingo.

Er war nach London gegangen und hatte Suzie vergessen. Erst als er in der Branche bekannt gewesen war, war er nach Harwich zurückgekehrt.

Mittlerweile hatte auch Suzie ihre Liebe zur Kunst entdeckt, und so war es nicht ausgeblieben, daß sie sich eines Tages an Keith gewandt hatte, um ihn zu fragen, ob er nicht bei den richtigen Leuten ein gutes Wort für sie einlegen könnte.

Zunächst hatte er ablehnen wollen. Aber dann hatte er doch seine

Beziehungen für Suzie spielen lassen, um ihren Dank zu genießen, denn tief in seinem Inneren hatte er es immer noch nicht verwunden, daß sie nie etwas von ihm wissen wollte.

Für diese Nacht hatte sich Keith Kalley ein fixes Programm vorgenommen: die Festung Suzie Dingo sollte endlich fallen.

Er lächelte und strich ihr zärtlich durch die Fülle ihres goldenen Haares. »Es hat mal eine Zeit gegeben, da wärst du mit mir nachts nicht allein aufs Meer hinausgefahren.«

»Die Zeiten haben sich geändert, Keith.«

»Hast du dich auch geändert?«

»Ich glaube schon. Ein bißchen wenigstens.«

»Findest du mich nicht mehr ganz so abstoßend wie früher?«

»Ich habe dich niemals abstoßend gefunden.«

»Aus welchem Grund hast du mich dann immer abblitzen lassen? Mein Selbstvertrauen hat darunter stark gelitten.«

Suzie lachte. »Das glaube ich dir nicht.«

»Warum sind wir beide nie zusammengekommen, Suzie?«

Das Mädchen senkte den Blick. Sie schaute ins Meer. Leise gestand sie: »Weil ich vor dir Angst hatte, Keith.«

»Angst?« Er grinste.

»Du hattest bei allen Mädchen soviel Erfolg. Sie machten es dir alle so leicht. Du hast mit ihnen geschlafen, und am nächsten Morgen konntest du dich nicht einmal mehr an ihren Namen erinnern. Ich wollte nicht eine von vielen in deiner Sammlung sein. Kannst du das nicht verstehen?«

Keith näherte sich ihrem Gesicht. »Ich glaube, du hattest damals recht, Suzie. Gerade weil ich dich nicht herumkriegen konnte, bist du mir im Gedächtnis haftengeblieben. Wollen wir heute nachholen, was wir damals versäumt haben?«

Suzie sah ihm ernst in die Augen. »Ich möchte nicht, daß du denkst, ich würde es tun, weil du mir versprochen hast, mich in deiner nächsten Show unterzubringen.«

»Das eine hat doch mit dem andern nichts zu tun. Ich helfe dir, weil ich dich für talentiert halte, weil wir beide aus Harwich stammen und weil wir in diesem schrecklichen Kaff nebeneinander aufgewachsen sind.«

Suzie bot ihm ihre Lippen. »Das hast du nett gesagt«, flüsterte sie. »Danke, Keith. Du verstehst es, bei Frauen den richtigen Ton anzuschlagen. Ich weiß nicht, ob es nicht besser wäre, immer noch Angst vor dir zu haben.«

Keith Kalley grinste. »Hör mal, inzwischen solltest du aber gemerkt haben, daß ich kein Ungeheuer bin.«

»Ich rede heute viel Unsinn. Verzeih mir. Vielleicht ist es deshalb, weil ich zum erstenmal mit einem Mann zusammen bin, dem ich mich

unterlegen fühle.«
Sie schmiegte sich an ihn. »Eine herrliche Nacht hier draußen«, sagte er sanft.
»Ja. Nur ein bißchen kühl.«
»Möchtest du in die Kajüte…«
»Könnte ich vorher einen Drink bekommen?«
»Alles, was du willst«, sagte Keith.
Plötzlich hörten die beiden eine scharfe Kommandostimme. Weither schien sie zu kommen. Suzie Dingo und Keith Kalley schauten in dieselbe Richtung.
Rings um sie breitete sich die undurchdringliche Schwärze der Nacht aus. Suzie drückte sich mehr an Keith.
Er merkte, wie sie leicht zitterte und legte seinen Arm um sie, damit sie das Gefühl hatte, in seiner Nähe könne ihr nichts geschehen, da wäre sie gut aufgehoben.
»Wollt ihr wohl endlich das Focksegel setzen!« geisterte eine schneidende Stimme durch die Finsternis. »Ihr faulen Wanzen! Ich werde euch kielholen lassen, wenn ihr nicht schneller arbeitet!«
»Unheimlich, was?« flüsterte Suzie Dingo.
Keith Kalley nickte stumm.
»Los! Los! Los!« gellte die unangenehme Stimme durch die Nacht. »Ich werde euch noch Beine machen, verlaßt euch drauf! Wer meinen Befehlen nicht unverzüglich nachkommt, den lasse ich über Bord werfen!«
»Was ist denn das für ein Ton?« fragte Suzie, »Vielleicht konnte ein Kapitän früher mal so mit seiner Mannschaft reden, aber das geht doch heute nicht mehr.«
Keith Kalley überlief es mit einemmal kalt. Er bekam die Gänsehaut. Er hatte den Verdacht, daß Suzie – ohne es zu wissen – den Nagel genau auf den Kopf getroffen hatte.
»Ich lasse euch am Kreuzmast aufhängen!« rief die Stimme wütend.
Sie wurde allmählich lauter.
»Das Schiff kommt auf uns zu«, sagte Suzie gespannt.
Keith verriet ihr nichts von seinem Verdacht. Er sagte nur: »Vielleicht ist es besser, wenn wir das Feld räumen.«
»Wie du meinst.«
Keith löste sich von dem Mädchen. Er wollte die Zwillingsmotoren starten, doch bevor er auch nur einen Schritt getan hatte, stieß Suzie Dingo einen heiseren Schrei aus.
Keith Kalley wirbelte herum. Seine Augen weiteten sich. »Großer Gott!« stieß er überwältigt hervor.
Er hatte das Gefühl, eine eiskalte Hand würde sich um seine Kehle legen und zudrücken. Ein Schock lähmte ihn für mehrere Sekunden.
Aus der schwarzen Finsternis schob sich ein Schiff heraus, das es

eigentlich nicht mehr geben durfte. Ein altes Kauffahrteischiff war es. Von Seetang und Muscheln bewachsen. Mit einer Takelage, wie sie heutzutage nicht mehr verwendet wurde.

Statt einer Galionsfigur unter dem Bugspriet grinste Suzie und Keith ein riesiger Totenschädel entgegen.

Kalley war zu keiner Reaktion fähig. An Bord des Hanseschiffes aus vergangenen Zeiten tauchten unheimliche Schauergestalten auf.

Skelettierte Piraten!

»Es existiert wirklich, das Totenschiff!« preßte Keith Kalley verstört hervor. »Ich habe die Geschichten, die man sich in Harwich darüber erzählt, immer für Seemannsgarn gehalten.«

***

Acht Stunden vor diesem Ereignis atmete ich erleichtert auf. Das Protokoll, das ich anzufertigen hatte, war endlich fertig.

Ich hatte es so lange wie möglich hinausgeschoben, denn ich bin ein Mann der Tat, und von Papierkram halte ich im allgemeinen nicht sehr viel, wiewohl ich aber einsehe, daß es ganz ohne Niederschriften nicht geht.

Es gibt wohl nur wenige Berufe, in denen mehr Papier verbraucht wird als vom Beamtenapparat. Ich lehnte mich zurück und las mein Meisterwerk noch einmal in aller Ruhe durch.

Nachdem ich es unterschrieben hatte, erhob ich mich und verließ mein Büro.

Glenda Perkins, meine hübsche schwarzhaarige Sekretärin, wies auf das Blatt in meiner Hand und fragte: »Ist das der Bericht, nach dem Sir Powell schon vor zwei Wochen verlangt hat?«

»Falsch«, gab ich grinsend zurück. »Es handelt sich hierbei um das Protokoll, das Sir Powell vor vier Wochen haben wollte. Zu dem, das er vor zwei Wochen verlangt hat, werde ich vermutlich erst in zwei Wochen kommen.«

»Das wird den Chef aber nicht freuen.«

»Ich bin nicht dazu da, um ihm eine Freude zu machen. Wir haben schließlich noch nicht Weihnachten.«

»Darf ich etwas sagen?«

»Nur zu, Glenda.«

»Sie arbeiten zuviel, John.«

»Ach, bitte, könnten Sie das nicht einmal bei passender Gelegenheit während einer Unterhaltung mit dem Chef einfließen lassen.«

»Wenn die Rede darauf kommt, stellt sich Sir Powell doch taub.«

»Man muß ihm aber zugute halten, daß er von seinen Leuten niemals mehr als von sich selbst verlangt.«

»Das ist richtig, John. Aber es gibt nicht viele Beamte, die das aushalten.«

»Ich weiß, ich bin einer der wenigen…«
»Wann haben Sie sich zum letztenmal im Spiegel gesehen, John.«
»Heute morgen. Beim Rasieren. Warum?«
»Haben Sie sich gefallen?«
»Es geht.«
»Sie sehen müde aus, John. Sie sollten ein paar Tage Urlaub nehmen.«
»Ich werde es mir überlegen.«
»Ich meine es gut mit Ihnen, John.«
»Das weiß ich, Glenda.«
Das Telefon schlug an. Glenda Perkins griff mit ihrer schlanken Hand nach dem Hörer. Sie mochte mich. Ich hätte vieles von ihr haben können. Auch ich hatte Glenda gern. Aber da gab es noch Jane Collins. Sie hätte mir die Augen ausgekratzt, wenn ich Glenda… Naja, vergessen wir das.
Glenda sprach nur ein paar Worte. Als sie den Hörer in die Gabel zurücklegte, sagte sie achselzuckend: »Aus Ihrem Urlaub scheint nichts zu werden, John.«
»Wieso nicht?«
»Der Chef hat Sehnsucht nach Ihnen.«
»Aufgeschoben ist nicht aufgehoben«, meinte ich und verließ Glendas Vorzimmer.
Kurze Zeit später betrat ich das Büro des Superintendenten. Sir Powell – leicht übergewichtig, mittelgroß, braunes dünnes Haar und Brillenträger – erhob sich und kam hinter seinem Schreibtisch hervor.
»Hallo, John.«
»Sir Powell.«
»Sie sehen blendend aus.«
»Meine Sekretärin ist da ganz anderer Meinung.«
Der Superintendent winkte unwillig ab. »Glenda Perkins sieht Sie nicht mit meinen Augen.«
»Da haben Sie allerdings recht, Sir.«
»Sie strahlen Tatendrang und Vitalität aus.«
»Mit anderen Worten, Sie haben einen neuen Auftrag für mich, Sir.«
Mein Vorgesetzter stockte kurz. Dann nickte er und sagte: »So ist es, John.«
»Was liegt an?« erkundigte ich mich.
»Wie würde Ihnen ein Ausflug nach Harwich gefallen?«
»Kommt darauf an, was mich in Harwich erwartet, Sir.«
Powell schob mit dem Zeigefinger die Brille mit den dicken Gläsern zurück. »Was Sie in dem kleinen Ort erwartet, weiß ich selbst noch nicht so genau, John. Ich finde lediglich, man sollte einem Gerücht nachgehen, wenn es sich so hartnäckig hält wie dieses.«
»Wie welches, Sir?«

»Vor der englischen Küste – genauer: in der Nähe von Harwich – soll ein altes Kauffahrteischiff kreuzen. Ein Schiff, das schon lange nicht mehr in unsere Zeit paßt. Ein Museumsstück. Besetzt von skelettierten Piraten…«

Ich horchte auf. Bisher hatte mich Sir Powells Geschichte nicht angesprochen.

Seine Story war mir nicht unter die Haut gegangen.

Doch als der Superintendent die skelettierten Piraten erwähnte, änderte sich dies schlagartig. Ich war begierig, mehr zu erfahren.

»Einige Zeitungen haben dieses Gerücht bereits aufgegriffen«, fuhr Sir Powell fort.

»Und es wohnen Seeleute in Harwich, die Stein und Bein darauf schwören, diesem Totenschiff begegnet zu sein. Seemannsgarn, John? Ich kann es nicht glauben. Ich finde, wir sollten uns um dieses Gerücht rechtzeitig kümmern. Es wäre schlimm, wenn wir uns irgendwann einmal Vorwürfe machen müßten, sich dieser rätselhaften Geschichte nicht rechtzeitig angenommen zu haben.«

Sir Powell hatte recht.

Man konnte nicht vorsichtig genug sein. Oft schon hatten Menschen die Vorzeichen drohenden Unheils ignoriert und mußten für diesen Leichtsinn teuer bezahlen.

»Ich werde mich nach Harwich begeben und da mal nach dem rechten sehen, Sir«, versprach ich.

»Unterhalten Sie sich mit den Seeleuten. Finden Sie heraus, was es mit diesem Piratenschiff auf sich hat, John. Und schicken Sie die Skelette zur Hölle, falls es sie wirklich geben sollte.«

Das war ein klar umrissener Auftrag. Der Superintendent und ich wußten zu diesem Zeitpunkt noch nicht, wie schwierig es werden würde, ihn auszuführen.

Sir Powell drückte mir zum Abschied die Hand. Er wünschte mir gutes Gelingen und entließ mich.

Zehn Minuten später verließ ich das Yard Building. Ich fuhr nach Hause, stoppte meinen silbergrauen Bentley vor dem Apartmenthaus, in dem ich wohnte, fuhr mit dem Lift nach oben und schloß wenig später die Tür zu meinem Apartment auf.

Skelettierte Piraten!

Stellten sie eine Bedrohung für England dar? Oder nur eine Bedrohung für Harwich? Warum kreuzten sie vor der englischen Küste? Was bezweckten sie damit?

Vorausgesetzt, daß es sie tatsächlich gab – würde ich mir in Harwich die Antworten auf meine Fragen holen.

Ich holte meine Reisetasche aus dem Schrank. Als ich das nötigste in sie hineinzupacken begann, klopfte es.

Ich begab mich in die Diele und öffnete. Suko – mein Nachbar,

Freund und Kampfgefährte – stand draußen. Ich ließ ihn ein.

»Wie geht's?« fragte ich den hünenhaften Chinesen. »Du siehst gelb aus.«

»Wie sollte ein Chinese denn sonst aussehen?« gab Suko zurück. Er hatte die Körpermaße eines gewichtigen Sumoringers. Sein dünnes schwarzes Haar war in der Mitte gescheitelt. Mit seinen Handkanten konnte er Holzklötze spalten.

»Du weißt, wie ich's meine«, sagte ich.

Suko hatte die ganze Nacht gebrochen. Magenverstimmung. Wir waren am Abend zuvor chinesisch essen gewesen. Doch den »Acht Schätzen«, die Suko verdrückt hatte, gab er nicht die Schuld. Er war der Meinung, er müsse ein Virus erwischt haben.

»Es geht mir schon wieder besser«, sagte Suko.

»Aber so ganz auf dem Damm bist du noch nicht. Gib's zu – wenn's dir auch schwerfällt.«

»Ich bin im Kommen.«

»Das freut mich.«

»Du verreist?« fragte der Chinese.

»Was dagegen?« gab ich zurück.

»Ohne mich?«

»Wir sind nicht miteinander verheiratet.«

»Dafür danke ich dem Himmel«, sagte Suko. »Wohin fährst du?«

»Nach Harwich. Eine starke Autostunde von London entfernt.«

»Ich kenne Harwich. Was willst du in dem Kaff?«

Ich erzählte meinem Partner von dem hartnäckigen Gerücht, das ich auf seinen Wahrheitsgehalt prüfen sollte. Suko wollte natürlich sofort mitkommen, doch ich schüttelte den Kopf und sagte: »Kommt nicht in Frage, Junge. Du kurierst zuerst deinen Magen aus. Ich brauche dich nicht. Ich werde mich lediglich mit ein paar netten Seebären unterhalten. Dabei mußt du doch nicht unbedingt dabeisein, oder?«

»Angenommen, die Story erweist sich als wahr, John…«

»Dann rufe ich dich an, und du kommst nach.«

»Versprochen?«

»Versprochen«, erwiderte ich und nickte. Dann holte ich meinen Einsatzkoffer aus dem Schlafzimmer und verließ mit Suko mein Apartment.

»Paß gut auf dich auf, John«, riet mir der Chinese. »Laß dich nicht von so 'nem skelettierten Piraten kapern.«

Ich grinste. »Sollte mir einer von diesen Klappermännern zu nahe treten, kann er was erleben. Ich zerlege ihn in seine Einzelteile und baue ihn verkehrt wieder zusammen.«

Noch war mir zum Scherzen zumute.

Doch das sollte bald anders werden.

***

Keith Kalley leckte sich aufgeregt die Lippen. Suzie Dingo starrte entgeistert auf das Totenschiff. Auf dem Steven hockte ein Pirat.

Das unheimliche Skelett schob sich einen langen Dolch zwischen die Zähne. Der Knochenmann bereitete sich auf das Entern des Kajütkreuzers vor.

Suzie Dingo beobachtete ihn zitternd. Er trug Kleider aus vergangenen Zeiten. Ein breiter Ledergürtel war um seine dürre Mitte geschlungen.

Immer mehr Piraten tauchten am Bug auf.

Suzie Dingo und Keith Kalley vernahmen die scharfe Stimme des Kapitäns:

»Fertigmachen zum Entern!«

Wie ein Peitschenknall flog der Befehl durch die Nacht. Suzie konnte den Blick nicht von den schrecklichen Horror-Gestalten nehmen.

»Keith!« preßte sie mühsam hervor. »Keith, so tu doch endlich etwas! Warte nicht, bis sie an Bord kommen! Fahr los! So fahr doch endlich los! Worauf wartest du denn noch? Wir müssen fliehen!«

Endlich fiel die Lähmung von Keith Kalley ab. Der Schock verlor seine Wirkung.

Er stürzte zum Cockpit und drückte auf den Knopf des Anlassers.

Plötzlich entstand in den schwarzen Augenhöhlen des riesigen Totenschädels vorn am Bug ein glutrotes Leuchten.

In derselben Sekunde rasten zwei grelle Blitzstrahlen auf den Kajütkreuzer zu.

Suzie Dingo schloß geblendet die Augen.

Die Blitze trafen Kalleys Boot und hemmten die Technik. Der Anlasser funktionierte nicht. Die Motoren blieben stumm.

Keith Kalley brach der Schweiß aus allen Poren. Fast die gesamte Besatzung des Totenschiffes stand jetzt am Schanzkleid.

Die Piraten des Grauens waren mit Degen und Enterhaken bewaffnet.

Einige von ihnen hielten dicke Taue in ihren Knochenhänden.

Sie warteten auf den richtigen Moment. Als der Kajütkreuzer backbord vorm Totenschiff dümpelte, kam der Befehl des Kapitäns zum Entern.

Kraftvoll warfen die Skelette die Taue, und schon kletterten sie daran herunter. Der erste Pirat sprang auf den Kajütkreuzer.

»Keith!« schrie Suzie Dingo entsetzt.

Kalley schnellte herum. Er wuchtete sich dem Knochenmann entgegen und stieß ihn mit beiden Händen ins Wasser. Einem weiteren Piraten versetzte er einen Tritt, der diesen ins Meer schleuderte.

Aber die Gegner waren zu zahlreich.

Wie ein Heer von Ameisen kletterten sie auf den Kajütkreuzer des Sängers. Keith Kalley wehrte sich heldenhaft.

Sogar Suzie Dingo gelang es, zwei Skelette über Bord zu stoßen. Aber

dann traf sie eine harte Knochenfaust, und sie drohte, ohnmächtig zu werden.

Ächzend ging sie in die Knie.

»Suzie!« schrie Kalley besorgt. Er wollte sich des Mädchens annehmen, doch zwei Piraten stürzten sich auf ihn und umklammerten ihn mit ihren Knochenarmen.

Er versuchte sie abzuschütteln. Atemlos stemmte er sich gegen die schrecklichen Gestalten. Es gelang ihm, den rechten Arm freizubekommen.

Sofort schlug er zu. Doch gleichzeitig trafen ihn mehrere Skelettfäuste schmerzhaft.

Sein Gesicht verzerrte sich. Keuchend klappte er zusammen. Die Piraten ließen jedoch noch nicht von ihm ab.

Jetzt hieben sie erst recht auf ihn ein.

Verzweifelt versuchte er, ihren Ring zu durchbrechen. Suzie sah sein verzerrtes Gesicht zwischen den Skeletten auftauchen.

Es war blutig. Suzie wußte, daß sie zu schwach war, um Keith wirklich helfen zu können. Dennoch sprang sie auf und warf sich auf die Knochenmänner.

Sie hieb mit ihren kleinen Fäusten schluchzend auf die skelettierten Schädel ein und schrie: »Laßt ihn! Laßt Keith in Ruhe! Hört auf, auf ihn einzuschlagen! Ihr bringt ihn ja um!«

Sie erhielt einen brutalen Stoß, der sie zurückwarf.

Sie stolperte, kippte nach hinten und schlug mit dem Hinterkopf gegen die verchromte Reling.

Keith Kalleys markerschütternder Schrei drang noch in ihr Bewußtsein. Sie hörte das Stampfen der Knochenfüße.

Und dann wurde sie ohnmächtig. Das letzte, woran sie noch dachte, bevor sie in einen tiefen schwarzen Schacht zu stürzen glaubte, war: Jetzt sind wir verloren.

Danach kam das Nichts.

***

Harwich hatte nicht einmal zwanzigtausend Einwohner. Ein trostloses, schmuckloses Städtchen mit grauen Häusern.

Ich quartierte mich im ersten Hotel am Platz ein, bezog ein einfaches, aber sauberes Zimmer mit Balkon und Blick aufs Meer, packte meine Reisetasche aus, verstaute meinen Einsatzkoffer im Schrank und begab mich anschließend in das zum Hotel gehörende Pub, um gleich mit meiner Arbeit zu beginnen.

Männer mit schwarzen Lodenjacken und dicken Seemannsmützen saßen beisammen und redeten über die Politik, die in Downing Street Nr. 10 gemacht wurde und mit der sie nicht einverstanden waren.

Der Wirt war ein blonder Mann mit gutmütigen Augen. Er wirkte ein

bißchen unbeholfen bei allem, was er tat, und es grenzte jedesmal an ein Wunder, wenn er seinen Gästen Whisky auf einem Tablett servierte und dabei kein einziges Glas zerbrach.

Neben der Toilettentür hing eine Zielscheibe an der Wand. Ein schlanker, kräftiger Mann stand davor und warf seine Pfeile fast immer präzise ins Zentrum.

Er war kein Seemann.

Einer Eingebung folgend beschloß ich, mir zunächst einmal ihn vorzunehmen. Ich bestellte Kräuterbier beim Wirt und begab mich mit meinem Glas zu dem Gast, der unermüdlich an der Zielscheibe trainierte.

»Ich denke, Sie brauchen nicht mehr länger zu üben«, sagte ich lächelnd. »Besser können Sie wohl kaum noch werden.«

Der Mann musterte mich mit sympathischen Augen. Er hatte Falten an den Wangen – wie Sean Connery, der erste James Bond.

»Ich habe mal einen Robin-Hood-Film gesehen«, sagte er. »Hood mußte sich mit seinem Gegner im Bogenschießen messen. Der Bösewicht setzte seinen Pfeil genau in die Mitte der Zielscheibe – und Robin Hood… spaltete diesen Pfeil mit seinem. Das möchte ich auch können.«

»Eines Tages werden Sie soweit sein, da bin ich ganz sicher«, sagte ich.

»Sie sind fremd in Harwich.«

»Sieht man mir das an?«

»Ich kenne hier jedes Gesicht. Von Berufs wegen.«

»Darf man fragen, welchen Beruf sie ausüben?«

»Natürlich. Aber Sie dürfen nicht erschrecken.«

»Totengräber?«

»Polizeiinspektor«, sagte der Mann.

Ich grinste. »Jetzt weiß ich, wieso Sie mir gleich so sympathisch waren. Ich bin Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard.«

»Jeffrey Mae«, stellte sich der Inspektor vor. »Ich glaube, ich habe Ihren Namen schon mal gehört, Sinclair.«

»Das ist ohne weiteres möglich.«

»Sind Sie dienstlich hier?«

»Ja.«

Mae hob eine Braue. »Tatsächlich?« fragte er erstaunt. »Wieso hat man mich nicht informiert?«

»Ich wäre früher oder später ohnedies in Ihrem Büro aufgekreuzt.«

»Was interessiert Sie, Sinclair?«

»Das Gerücht.«

Jetzt hob Jeffrey Mae beide Brauen. »Moment mal, ich glaube, jetzt hab' ich's. Sie sind John Sinclair, der Geisterjäger. Ihre Abteilung befaßt sich ausschließlich mit übersinnlichen Fällen.«

Ich lachte. »Gratuliere, Mae. Sie sind hervorragend informiert.«

Der Inspektor legte mir freundschaftlich die Hand auf die Schulter. »Freut mich, Sie endlich einmal persönlich kennenzulernen, Sinclair. Sie kommen mir wie gerufen. Trinken wir was zusammen?«

Ich hob mein Bierglas. »Ich hab' schon etwas.«

Jeffrey Mae rief dem Wirt zu, er solle noch mal dasselbe für ihn bringen. Dann drängte er mich an einen Tisch. Wir nahmen Platz.

Nachdem Mae sein Kräuterbier bekommen und davon getrunken hatte, sagte er:

»Man erzählt sich von Ihnen wahre Wunderdinge, Sinclair. Ich muß doch nicht Oberinspektor zu Ihnen sagen, oder?«

»Nennen Sie mich John, Jeffrey.«

»Okay.«

»Erzählen Sie«, forderte ich den Inspektor auf.

Er lehnte sich zurück und streckte die langen Beine von sich. »Es gärt hier in der Gegend, John. Ich habe eine Antenne für Gefahren. Immer schon gehabt. Und ich spüre ganz deutlich, daß etwas Übles auf uns zukommt. Drei Männer sind in der jüngsten Vergangenheit verschwunden. Fischer. Sie fuhren mit ihrem Boot aufs Meer hinaus und kamen nicht mehr zurück. Man fand ihre Boote irgendwo am Strand.« Jeffrey Mae beugte sich vor. »Und jetzt wird's unheimlich, John«, sagte er.

»In den Nächten nach ihrem Verschwinden sind diese Männer verschiedentlich wiedergesehen worden.«

»Hat jemand mit ihnen gesprochen?« wollte ich wissen.

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Niemand hatte die Gelegenheit, mit ihnen zu reden. Kaum hatte man sie gesichtet, waren sie auch schon wieder verschwunden. Wie ein Spuk…«

»Sonderbar«, sagte ich.

»Sehr richtig, John. Das ist auch meine Meinung. Kennen Sie die Geschichte von Kapitän Mort Diabello?«

»Nein«, antwortete ich und nahm einen Schluck von meinem Bier.

»Mort Diabello soll ein Satan gewesen sein. Andere behaupten wiederum, er wäre lediglich mit dem Teufel im Bunde gewesen. Jedenfalls war er der schrecklichste Kapitän, den die christliche Seefahrt je hervorgebracht hat. Er führte seine Mannschaft mit strengem Kommando, verweigerte seinen Leuten oft verdiente Ruhepausen und beleidigte seine Offiziere. Er ließ Männer kielholen, auspeitschen, den Haien zum Fraß vorwerfen. Er führte mehr und mehr eine Schreckensherrschaft auf seinem Schiff. Eines Tages brachen in Höhe der Tonga-Inseln die lange schwelenden Feindseligkeiten gegen den Kapitän aus. Der Schiffsmaat wiegelte die Mannschaft auf. Es kam zur Meuterei. Man setzte Kapitän Mort Diabello in einem Langboot aus und setzte die Fahrt ohne ihn fort.

Einundvierzig Tage war Diabello unterwegs. Man sagt, der Satan habe ihm geholfen, zu überleben. Es gelang ihm, die Tonga-Inseln zu erreichen. Er legte eine Fahrtstrecke von 3618 Seemeilen zurück. Ohne die Hilfe des Höllenfürsten hätte er das niemals geschafft. Wieder nach England zurückgekehrt, erreichte Mort Diabello, daß eine Fregatte nach Tahiti segelte, um die Meuterer aufzuspüren. Danach sollen sich grauenvolle Szenen auf Diabellos Schiff abgespielt haben. Er lief mit der Mannschaft in der darauffolgenden Nacht aus. Niemand hat die Matrosen und das Schiff wiedergesehen. Erst hundert Jahre danach wurde ein Hanseschiff von skelettierten Piraten überfallen. Der Kommandant des Piratenschiffs war niemand anders als Mort Diabello gewesen.«

Jeffrey Mae griff nach seinem Bierglas und trank.

»Verdammt trockene Luft hier drinnen«, sagte er lächelnd.

»Mort Diabello hat aus seiner Mannschaft also Piraten gemacht«, bemerkte ich.

Der Inspektor nickte. »Er machte in allen Jahrhunderten die Weltmeere unsicher.«

»Jetzt ist er hier – vor der englischen Küste. Warum?« wollte ich wissen.

»Es gibt eine Prophezeiung, in der es heißt, daß Mort Diabello eines Tages genug von der Seefahrt haben würde. Dann würde er eine englische Küstenstadt besetzen und von da aus sein schreckliches Treiben fortsetzen. Diese Stadt könnte Harwich sein.«

»Ich wollte, ich könnte Ihren Verdacht entkräften, Jeffrey«, sagte ich. »Aber ich kann es nicht. Diese drei Fischer… Sie sind Diabello in die Hände gefallen…«

»Anzunehmen«, sagte der Inspektor.

»Nach ihrem Verschwinden sind sie aber wieder aufgetaucht. Wie ein Spuk, sagten Sie.«

»Ja. Wie ein Spuk.«

»Könnte es sein, daß sie mit einem Auftrag von Diabello zurückgekehrt sind?«

Jeffrey Mae blickte mich nachdenklich an. »Sie meinen, er könnte sie als Wegbereiter eingesetzt haben? Damit alles glattgeht, wenn er sich entschließt, an Land zu kommen?«

Ich nickte. »Genau diesen Gedankengang habe ich verfolgt, Jeffrey.«

Der Inspektor wiegte den Kopf. »Da kann ich nur sagen: Gott steh uns bei, wenn es dazu kommt.«

***

Kopfschmerzen quälten sie. Sie vernahm das Plätschern von Wellen, die gegen den Rumpf des Kajütkreuzers schlugen und öffnete verwirrt die Augen.

Das Grauen war vorüber.
Kein Skelett war mehr zu sehen. Suzie Dingo hatte den Verdacht, einen furchtbaren Alptraum gehabt zu haben.
Sie richtete sich benommen auf. Sofort setzte ein heftiges Pochen in ihrem Kopf ein, und ihr war schwindelig.
Dennoch bemühte sie sich, aufzustehen. Mit beiden Händen klammerte sie sich an die verchromte Reling und zog sich daran hoch.
Übelkeit würgte sie, und sie glaubte, sich übergeben zu müssen, deshalb beugte sie sich über die Reling. Doch dann besserte sich ihr Zustand.
Sie dachte an Keith Kalley. Großer Gott, was war aus ihm geworden? Furchtvoll blickte Suzie in die Dunkelheit.
Das Piratenschiff war verschwunden. Fast schien es, als wäre es niemals aus der Finsternis aufgetaucht.
Mit unsicheren Schritten begab sich Suzie Dingo zum Cockpit. Ein Film begann mit einemmal vor ihrem geistigen Auge abzulaufen.
Sie sah alles noch einmal, was sich auf dem Kajütkreuzer zugetragen hatte. Keith hatte sich verzweifelt gegen die Übermacht der Knochenpiraten gewehrt. Suzie glaubte noch einmal seinen markerschütternden Schrei zu hören.
Es überlief sie kalt.
Sie stolperte zur Kajüte hinunter. Es war dunkel. Sie machte kein Licht. Tastend suchte sie Keith Kalley. Doch auch hier war er nicht.
Schaudernd begriff sie, daß die Geisterpiraten Keith Kalley mitgenommen hatten.
Mit – wohin?
Suzie kletterte an Deck zurück. Noch nie hatte sie sich so elend und so einsam gefühlt wie in diesem Augenblick.
Das Grauen sträubte ihr die Haare, wenn sie nur an diesen riesigen Totenschädel dachte, der am Bug des Piratenschiffes befestigt gewesen war und auf eine unheimliche Weise gelebt hatte.
Aus den schwarzen Augenhöhlen waren grelle Blitze gerast, worauf die Motoren des Kajütkreuzers nicht mehr in Gang zu bringen gewesen waren.
Suzie fragte sich, was sie nun tun sollte. Mußte sie warten, bis man sie hier draußen entdeckte und nach Harwich zurückbrachte?
Ihr Blick richtete sich auf den Anlasserknopf. Sie drückte versuchsweise darauf und konnte es kaum fassen, als die Zwillingsmotoren gleich darauf ansprangen.
Die magische Sperre, die das Laufen der Motoren verhindert hatte, existierte nicht mehr. Suzie Dingo sah sich nervös um.
Würden die Piraten wiederkommen? Hoffentlich nicht.
Hastig gab das Mädchen Gas. Sie wollte so rasch wie möglich nach Harwich zurückkehren. Sie stand hier draußen Todesängste aus.

Der kalte Wind zerzauste ihr Haar. Sie zog das Boot in eine enge Kurve und raste dann in Richtung Küste.

Immerzu fragte sie sich, was aus Keith geworden war. Sie hatte eben erst begonnen, ihre Liebe zu ihm zu entdecken, und nun war er plötzlich spurlos verschwunden.

Suzie fragte sich auch, warum die Piraten sie nicht mitgenommen hatten. Waren die Skelette nur an Männern interessiert?

Suzie Dingo nahm sich vor, unverzüglich die Polizei von diesem Überfall zu informieren. Vielleicht konnten die Boote vom Küstenschutz etwas für Keith tun.

Das Mädchen wollte Keith, Kalley nicht verlieren. Nicht deshalb, weil er ihr versprochen hatte, sie in seiner nächsten TV-Show unterzubringen. Daran dachte Suzie Dingo jetzt gar nicht.

Sie wollte Keith nicht verlieren, weil sie merkte, daß sie ihn brauchte, daß sie zusammengehörten, daß sie einander unendlich viel zu geben imstande gewesen wären.

Aber hatte sie ihn nicht schon verloren?

***

Wir waren beim zweiten Kräuterbier angelangt, als Jeffrey Mae sagte: »Nun, wo Sie hier sind, John, blicke ich etwas vertrauensvoller in die Zukunft. Sie werden mit diesem Spuk aufräumen und Harwich vor dem Untergang bewahren.«

»Ich werde mir natürlich die größte Mühe geben«, erwiderte ich. »Aber erwarten Sie von mir nicht, daß ich Wunder wirke, Jeffrey, sonst wäre ich gezwungen, Sie zu enttäuschen.«

»Sie werden mit Mort Diabello fertig, davon bin ich überzeugt, John!«

»Ich wollte, ich wäre es auch, Jeffrey. Wie mir scheint, ist Kapitän Diabello ein verdammt harter Brocken. Es wäre ein Fehler, ihn zu unterschätzen.«

»Sie werden ihn und seine Geisterpiraten zur Hölle schicken«, behauptete der Inspektor.

Die Pubtür öffnete sich. Ein untersetzter Mann trat ein. Er atmete so heftig, als wäre er sehr schnell gelaufen.

Sein Blick schweifte durch das Lokal und blieb schließlich an Inspektor Mae hängen. Jeffrey kehrte dem Mann den Rücken zu.

»Da scheint einer etwas von Ihnen zu wollen«, sagte ich und wies mit dem Kopf auf den Untersetzten.

Der Mann strebte inzwischen schon auf unseren Tisch zu. Mae drehte sich um.

»Sergeant Jack Basil«, knurrte er. »Sehen Sie sich sein belämmertes Gesicht an, John. Wenn er so dreinsieht, dann ist er mal wieder mit seinem Latein am Ende. Ich weiß nicht, was ich verbrochen habe, daß

mich meine Vorgesetzten mit einem solchen Mann strafen.«

»Inspektor!« keuchte der Sergeant, als er noch zwei Tische von uns entfernt war.

»Gott, bin ich froh, Sie hier anzutreffen, Sir.«

»Ich habe heute meinen freien Tag, Jack«, brummte Jeffrey Mae.

»Das weiß ich, und. ich hätte Sie niemals belästigt, wenn es nicht zu diesem entsetzlichen Vorfall gekommen wäre.«

»Was ist passiert?« fragte Jeffrey Mae.

Der Sergeant warf mir einen Blick zu und zögerte.

»Reden Sie, Jack. Dieser Mann darf alles hören. Das ist Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard.«

»Sir«, sagte Jack Basil und nickte mir zu. »Ich bin Sergeant Basil.«

»Das weiß er bereits von mir«, sagte Inspektor Mae ungeduldig. »Ich bin sicher, Sie werden einen bleibenden Eindruck auf John Sinclair machen. Und nun erzählen Sie, was Sie so sehr aus dem Gleichgewicht gebracht hat.«

»Ein Mädchen, Inspektor. Suzie Dingo. Sie sitzt bei uns im Büro. Ich dachte, es würde Sie interessieren, was sie zu erzählen hat.«

»Was ist es, Jack?«

»Sie war mit Keith Kalley draußen auf dem Meer. Kalleys Kajütkreuzer wurde überfallen…«

»Von wem?« fragte Jeffrey Mae wie aus der Pistole geschossen.

Wir kannten die Antwort bereits, bevor Jack Basil sie uns gab.

»Von den Geisterpiraten!« preßte der Sergeant aufgewühlt hervor.

Inspektor Mae sprang auf. »Kommen Sie, John. Ich glaube, Sie möchten gleichfalls von Suzie Dingo persönlich hören, was sie erlebt hat.«

Wir verließen das Pub. Im Vorbeilaufen rief Inspektor Mae, der Wirt möge die vier Kräuterbiere auf seine Rechnung setzen.

Wir stiegen in meinen silbermetallicfarbenen Bentley.

»Schicker Wagen«, sagte Jeffrey Mae anerkennend. »Gilt für Sie das allgemeine Gehaltsschema etwa nicht, John?«

»Der Wagen ist der einzige Luxus, den ich mir leiste«, erwiderte ich. »Ich verdiene keinen Penny mehr als jeder andere Oberinspektor.«

»Obwohl Sie ungleich öfter Ihren Kopf hinhalten müssen als Ihre Kollegen.«

Ich hob die Schultern. »Das ist mein Job. Niemand zwingt mich dazu.«

Wir fuhren zur Polizeistation. Inzwischen hatte sich ein Arzt um Suzie Dingo gekümmert. Die Injektion, die er ihr gemacht hatte, baute ihre Widerstandskraft allmählich wieder auf. Sie befand sich nun nicht mehr so knapp am Rand eines Nervenzusammenbruchs.

Trotzdem mußte man sie mit Samthandschuhen anfassen. Sonst wäre sie trotz des Medikaments, das ihr der Polizeiarzt verabreicht hatte,

zusammengeklappt.
Als wir eintraten, hob sie den Blick. Tränen schimmerten in ihren Augen. Sie kannte den Sergeant und den Inspektor. Nur ich war ihr fremd. Deshalb sah sie mich fragend an.
Jeffrey Mae sagte ihr, wer ich war und weshalb ich nach Harwich gekommen war.
Suzie Dingo nahm die Worte des Inspektors nickend zur Kenntnis.
»Möchten Sie Tee? Oder Kaffee?« fragte der Inspektor das Mädchen. »Whisky? Oder eine Zigarette?«
Suzie schüttelte den Kopf. »Nichts. Gar nichts, Inspektor«, sagte sie leise. Sie blickte auf ihre zitternden Hände und sagte: »Ich bin fertig. Fix und fertig.«
»Das ist kein Wunder«, meinte Mae verständnisvoll. Er wandte sich an den Sergeant. »Haben Sie sich mit dem Küstenschutz in Verbindung gesetzt?«
Jack Basil nickte. »Jedes verfügbare Boot hat sich unverzüglich auf die Suche nach dem Geisterschiff gemacht.«
»Man wird es nicht finden«, sagte ich ernst.
Alle Anwesenden starrten mich an.
»Kapitän Diabello kennt bestimmt jeden Trick, um sich dem Zugriff der Behörden zu entziehen, sonst hätte man ihn in den vielen Jahren seiner Schreckensherrschaft schon längst erwischt«, sagte ich.
»Gibt es keine Möglichkeit, das Totenschiff zu stellen?« fragte Inspektor Mae.
»Sagen wir, es gibt keine herkömmliche Möglichkeit«, antwortete ich. »Wir haben es mit keinen Menschen zu tun, das dürfen Sie nicht außer acht lassen. Und da diese Skelettpiraten keine Menschen sind, kann man sie auch nicht mit menschlichen Maßstäben messen.«
»Und vermutlich auch nicht auf eine herkömmliche Art bekämpfen«, meinte Jeffrey Mae.
»So ist es«, bestätigte ich.
Suzie Dingo seufzte tief und sagte: »Ich möchte nach Hause, Inspektor. Haben Sie dagegen etwas einzuwenden?«
»Nein, nein. Natürlich nicht«, gab Mae zurück.
Ich fragte das Mädchen, wo sie wohnte. Sie sagte es mir, und ich machte mich erbötig, sie nach Hause zu fahren.
Sie nahm mein Angebot mit einem dankbaren Kopfnicken an. Zum Abschied reichte ihr Inspektor Mae die Hand. Er blickte ihr fest in die Augen und sagte voller Zuversicht: »Keith Kalley wird nicht verschwunden bleiben, da bin ich ganz sicher. Oberinspektor Sinclair weiß mit Geistern und Dämonen umzugehen. Er hat eine Menge Erfahrung darin. Er wird Kalley zurückholen – egal, wohin ihn die Spukpiraten entführt haben.«
Suzie erwiderte nichts darauf. Aber ich sah ihr an, daß sie nicht

glaubte, was Inspektor Mae gesagt hatte.
Sie hatte unmittelbaren Kontakt mit den Knochenunholden gehabt. Der Schock steckte noch tief in ihren Gliedern.
Sie konnte sich nicht vorstellen, daß es einem Menschen gelingen könnte, mit diesen Skelettbestien aufzuräumen.
Wir verließen die Polizeistation. Inspektor Mae versprach, mit mir in Verbindung zu bleiben. Ich würde alles erfahren, was im »Fall Geisterschiff« passieren würde.
Ich spürte, daß es eine gute Zusammenarbeit mit Jeffrey Mae werden würde. Das war ein erfreulicher Aspekt.
Der einzige im Augenblick.
Suzie Dingo setzte sich zu mir in den Bentley. Ich ließ den Motor an und merkte, wie mich das Mädchen eingehend musterte.
Als mein Wagen anrollte, fragte Suzie: »Haben sie wirklich schon gegen Geister und Dämonen gekämpft, Oberinspektor?«
»Leider schon viel zu oft«, gab ich zurück.
»Wie werden Sie mit diesen Bestien fertig? Hinter denen steht doch die Allmacht der Hölle, während Sie nur ein Mensch sind.«
»Das ist richtig, ich bin nur ein Mensch. Aber ich habe mir im Laufe der Jahre ein umfangreiches Wissen angeeignet. Ich bin auf dem Gebiet der Weißen und der Schwarzen Magie beschlagen. Ich kenne Bannsprüche und magische Formeln. Ich bin im Besitz außergewöhnlicher Waffen. Meine Dämonenpeitsche zum Beispiel stammt aus der Welt des Bösen. Ich habe sie Myxin, dem Magier, abgenommen. Natürlich bin ich so leicht verletzbar wie jeder andere Mensch auch. Aber ich unterscheide mich von meinen Mitmenschen dadurch, daß ich mich vor den Attacken des Bösen zu schützen weiß.«
Suzie Dingo nickte. »Ich verstehe.«
Sie schwieg eine Weile.
Als wir das Haus, in dem sie wohnte, schon fast erreicht hatten, wies sie auf einen sanften Hügel.
»Sehen Sie den Bungalow?« fragte sie.
Das prachtvolle Gebäude leuchtete uns weiß aus der Dunkelheit entgegen.
»Ja«, sagte ich.
»Das ist Keiths Haus. Welche Chancen räumen Sie ihm ein, Oberinspektor?«
»Meine Freunde nennen mich John«, sagte ich. »Ich verspreche Ihnen, alles in meiner Macht Stehende zu unternehmen, damit Keith Kalley wohlbehalten in dieses Gebäude zurückkehren kann.«
Das waren schöne Worte, an denen sich das Mädchen aufrichten konnte. Aber beinhalteten sie eine Garantie dafür, daß es mir tatsächlich gelingen würde, Kalley unversehrt aus den Klauen der Piraten zurückzuholen?

Das Seemannsgarn, das in den Kneipen von Harwich zuerst aufgetaucht war, war kein Schauermärchen.

Die Zeitungen hatten nicht – wie es normalerweise in der Sauregurkenzeit üblich ist – irgendeine Spukgeschichte ausgegraben, sondern einen Tatsachenbericht gebracht.

Es war richtig von Sir Powell gewesen, mich nach Harwich zu schicken – und ich mußte nun einen zweiten richtigen Schritt tun: Suko herholen!

Denn mein Partner würde mir hier bestimmt eine große Hilfe sein. Auf seinen verstimmten Magen konnte ich jetzt keine Rücksicht mehr nehmen.

Mein Bentley rollte noch dreihundert Yards. Dann bat mich Suzie Dingo, anzuhalten. Mein Fuß wechselte vom Gas zur Bremse.

Suzie blickte mir in die Augen. »Ich danke Ihnen für Ihre Hilfsbereitschaft, John.«

»Die ist selbstverständlich. Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, immer zu helfen, wenn ich kann.«

»Ein Mann wie Sie ist eine Rarität in der heutigen Zeit, in der die Menschen fast ausschließlich nur hinter ihrem Vorteil herjagen.«

»Ich bin froh, daß ich anders bin«, sagte ich lächelnd.

»Ich auch«, sagte Suzie Dingo. Und bittend fügte sie hinzu: »Bringen Sie mir Keith Kalley wieder, John. Ich brauche ihn – weil ich ihn liebe.«

Sie stieg schnell aus. Mir entging jedoch nicht, daß sich ihre Augen mit Tränen gefüllt hatten. Ich wartete, bis sie in dem Haus, in dem sie wohnte, verschwunden war. Dann wendete ich den Wagen und fuhr zu meinem Hotel zurück.

Von meinem Zimmer aus verlangte ich eine Verbindung mit London. Augenblicke später hatte ich Suko an der Strippe.

»Hallo, John. Sag mir, was ich hören möchte«, verlangte der Chinese.

»Und was wäre das?«

»Daß du ohne meine Hilfe nicht auskommen kannst. Es ist ein so herrliches Gefühl, wenn man weiß, daß man gebraucht wird.«

»Okay, Partner. Du wirst gebraucht«, gab ich lächelnd zurück. In Schlagworten skizzierte ich, was sich seit meiner Ankunft zugetragen und was ich von Inspektor Mae erfahren hatte.

»Wann soll ich nach Harwich kommen?« fragte Suko sogleich tatendurstig.

»Wie wär's mit morgen?«

»Paßt mir ausgezeichnet.«

Ich sagte Suko, in welchem Hotel ich abgestiegen war und beendete dann das Gespräch, indem ich mit dem Zeigefinger auf die Gabel drückte.

Den Hörer behielt ich noch in der Hand, denn ich wollte von Jeffrey

Mae noch erfahren, was der Küstenschutz erreicht hatte.
»Bisher noch keine positive Meldung, John«, sagte Mae enttäuscht. »Es scheint, als sollten Sie recht behalten, Kapitän Diabellos Tricks haben die Männer vom Küstenschutz nichts entgegenzusetzen.«
Wir legten gleichzeitig auf.
Ich trat auf den Balkon hinaus und schaute in die unendliche Finsternis, die über dem Meer ausgebreitet war.
Irgendwo dort draußen geisterten die Knochenpiraten umher. Möglicherweise bereiteten sie sich auf einen Angriff auf Harwich vor.
Wie sollte ich ihn verhindern? Würde es möglich sein, Mort Diabello und seinen Skeletten zuvorzukommen? Konnte ich die Geisterpiraten daran hindern, an Land zu kommen und Harwich zu besetzen?
Ich hatte es im Gefühl, daß ein Sieg über Mort Diabello – wenn überhaupt – nur sehr schwer zu erkämpfen sein würde.
Mit diesem nicht gerade aufbauenden Gedanken drehte ich mich um und ging in mein Zimmer zurück. Ich zog mich aus und stellte mich unter die Dusche.
Müde kroch ich unter die Bettdecke. Doch ich sollte keine Ruhe finden. Meine Ankunft in Harwich war von den Mächten des Bösen nicht unbemerkt geblieben.
Die Gegenseite wußte, in welcher Sache ich mich engagierte, und Kapitän Mort Diabello erhielt unverzüglich eine Warnung zugespielt.
Daraufhin setzte er sich auf telepathischem Wege mit mir in Verbindung.
Ich schloß gerade die Augen und entspannte mich, als ich den dämonischen Impuls des Totenkapitäns empfing.
Er drang in mich und überflutete mich mit einer Welle aus Schrecken und Angst, gegen die ich nicht ankämpfen konnte, weil sie mich völlig unvorbereitet erwischte.
Ich zuckte heftig zusammen. In meinem Geist entstand ein höhnisches Gelächter.
Und dann die Stimme meines gefährlichen Gegners: »Ich weiß, weshalb du nach Harwich gekommen bist, Sinclair!«
Wenn ich Diabello antworten wollte, brauchte ich nicht zu reden. Ich brauchte mir die Antwort nur zu denken, und schon empfing sie der Kapitän der Geisterpiraten.
»Du machst seit Jahrhunderten die Weltmeere unsicher!« gab ich zurück. »Damit wird es nun bald ein Ende haben.«
»Fühlst du dich mir wirklich gewachsen, Sinclair?«
»Ich bin schon mit ganz anderen Kalibern fertiggeworden.«
»Du wirst dir an mir die Zähne ausbeißen!«
»Abwarten!«
»Hör zu, Sinclair. Ich weiß, daß du ein erklärter Feind aller Dämonen bist, und eigentlich müßte mein Ehrgeiz dahin gehen, dich zu

vernichten. Aber ich bin an einer Auseinandersetzung mit dir nicht interessiert…«

»Hast du etwa Angst vor mir?«

Mort Diabello lachte. »Idiot. Ich fürchte niemanden! Nicht Myxin, den Magier. Nicht den Schwarzen Tod. Nicht den Spuk! Nicht einmal Asmodis. Und da sollte ich mich ausgerechnet vor dir fürchten?«

»Ich begehe niemals den Fehler, meine Gegner zu unterschätzen. Das solltest du auch nicht tun!«

»Verdammt, Sinclair, plustere dich nicht auf! Ich bin dir weit überlegen! Wenn du nicht schleunigst aus Harwich verschwindest, wirst du meine Überlegenheit zu spüren bekommen!«

»Was hast du vor?«

»Das werde ich dir nicht auf die Nase binden, Sinclair. Es geht dich nichts an.«

»Was habt ihr mit Keith Kalley gemacht?«

»Auch das geht dich nichts an!« gab Mort Diabello scharf zurück. »Ich gebe dir vierundzwanzig Stunden, Sinclair! Wenn du das Feld bis dahin nicht geräumt hast, sorge ich persönlich dafür, daß du ein schreckliches Ende nimmst!«

Die Verbindung zwischen dem Geisterkapitän und mir riß ebenso schnell ab, wie sie begonnen hatte.

Ich lag im Bett und fühlte eine unbeschreibliche Leere in mir, und ich wußte, daß es für mich nicht in Frage kam, klein beizugeben.

Mort Diabellos telepathischer Kontakt war für mich eine Herausforderung, die ich anzunehmen gedachte!

***

Am nächsten Vormittag traf Suko mit seiner Harley Davidson in Harwich ein. An seiner Stelle hätte ich die Fahrt mit dem Wagen gemacht, denn auf dem Motorrad war bereits die Zeit des großen Zähneklapperns angebrochen. Aber die niedrigen Temperaturen hatten Suko, den Feuerstuhl-Fan, nicht davon abhalten können, sich in den Harley-Sattel zu schwingen.

Ich versuchte den Fall mit System anzupacken. Zunächst berichtete ich meinem Partner von Mort Diabellos Botschaft. Suko grinste. »Der Knabe kennt dich nicht, was? Er weiß nicht, daß du bei solchen Drohungen jedesmal sofort auf Stur schaltest.«

»Wie geht's deinem Magen?« erkundigte ich mich.

»Er ließ mich wissen, daß er jeden weiteren Zwieback postwendend zurückschicken würde, falls ich die Unverschämtheit hätte, ihn damit noch länger füttern zu wollen. Er hat lautstark nach handfester Nahrung verlangt.«

»Hast du sie ihm gegeben?«

Suko grinste. »Ich gebe zu, ich habe mich von ihm nicht ungern

erpressen lassen.« Wir suchten zunächst Suzie Dingo auf. Das Mädchen machte großen Eindruck auf meinen Freund – obwohl ich ihr ansah, daß sie in der vergangenen Nacht kein Auge zugetan hatte.

»Wissen Sie schon etwas von Keith?« fragte mich das Mädchen.

Ich hob die Schultern. »Leider nein.«

»Ich glaube, ich werde ihn nicht wiedersehen«, sagte Suzie Dingo leise.

»Sie sollten mehr Vertrauen zu John Sinclair haben, Miß Dingo«, sagte Suko.

»Das versuche ich ja, aber es will mir nicht gelingen«, gab das Mädchen verzweifelt zurück.

»Sollte sich irgend etwas ereignen, das für uns von Interesse sein könnte, lassen Sie es uns umgehend wissen, Suzie«, bat ich.

Das Mädchen nickte langsam. Wir verabschiedeten uns und suchten die Polizeistation auf. Von Keith Kalley fehlte nach wie vor jede Spur. Die Boote vom Küstenschutz hatten das Piratenschiff nicht aufbringen können. Ich hatte nichts anderes erwartet.

Inspektor Mae holte tief Luft und fragte dann: »Wie soll's nun weitergehen, John?«

»Sie sagten, daß vor Keith Kalley bereits drei Fischer verschwanden, Jeffrey«, erwiderte ich. »Ich würde mich gern mit den Angehörigen dieser Männer unterhalten.«

»Das wird nicht einfach sein. Diese Leute haben Angst. Sie möchten mit niemandem über die Sache reden.«

»Vielleicht entschließen sie sich, eher mit mir zu sprechen, wenn Sie mich begleiten«, meinte ich.

»Na schön. Wir können es ja mal versuchen.« Zu dritt verließen wir die Polizeistation.

Zweimal schmetterte man uns die Tür auf die Nase, obwohl Inspektor Mae bei uns war.

Jeffrey Mae setzte sich schulterzuckend auf den Beifahrersitz und meinte: »Ich hab's vorausgesehen. Und ich kann diesen Leuten nicht einmal böse sein. Sie haben ein Problem, mit dem sie leben müssen. Sie mühen sich redlich ab, damit fertigzuwerden. Aber ob es ihnen gelingen wird. Niemand weiß es.«

»Wir haben noch eine Chance«, sagte ich.

»Diane Neeson«, sagte der Inspektor. »Vielleicht ist sie bereit, mit Ihnen über ihre Ängste und Sorgen zu sprechen.« Ich startete den Motor.

Jeffrey Mae wies mir den Weg zu Diane Neesons Haus. Die Frau war nicht daheim. Wir aßen in einer kleinen Kneipe zu Mittag und versuchten es zwei Stunden später noch einmal.

Diesmal ließ sich der Nachbar, ein kleiner Mann mit schwabbeligem Doppelkinn, blicken. Mae fragte ihn, ob er wisse, wo Mrs. Neeson sei.

»Die ist nach Ipswich gefahren«, sagte Mrs. Neesons Nachbar.
»Haben Sie eine Ahnung, wann sie zurückkommt?« wollte Inspektor Mae wissen.
»Ich denke, in einer Stunde oder so.«
Wir verbrachten die Stunde in der Polizeistation. Beim dritten Anlauf hatten wir dann Glück. Diane Neeson war zu Hause – und sie war sogar bereit, mit uns über ihren verschwundenen Mann zu sprechen.
Mrs. Neeson war schwarz gekleidet, als stünde fest, daß ihr Mann nicht mehr lebte. Sie war eine magere Frau, der man ansah, daß sie vom Leben noch nie verwöhnt worden war.
»Es war ein furchtbarer Schock für mich, als Bob nicht mehr nach Hause zurückkehrte«, erzählte die Frau mit leiser Stimme.
Wir saßen in einem ordentlich aufgeräumten Raum, der mit alten Möbeln eingerichtet war.
»Sie haben Ihren Mann kurz nach seinem Verschwinden aber wiedergesehen«, sagte Jeffrey Mae. »Erzählen Sie, wie sich diese Begegnung abgespielt hat.«
Die Frau wurde bleich. Sie zitterte. Sie biß sich auf die Unterlippe. Ihre Augen hefteten sich auf mich. »Es war Nacht. Ich wollte gerade zu Bett gehen, da spürte ich plötzlich, daß mich jemand anstarrte. Ich hatte so ein unheimliches Gefühl noch nie zuvor. Erschrocken wandte ich mich um – und da sah ich ihn. Bob stand draußen. Er schaute durch dieses Fenster zu mir herein. Den Ausdruck seiner Augen werde ich bis an mein Lebensende nicht vergessen. Bob hat mich immer geliebt. Aber in diesem Blick war von Liebe nichts mehr zu sehen. Seine Augen schleuderten mir einen eiskalten Haß entgegen. Ich bildete mir ein, Mordlust würde in ihnen funkeln. Die Angst schnürte mir die. Kehle zu. Ich glaubte, zu wissen, daß Bob gekommen war, um mich zu töten. Bob! Mein Bob! Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich sagte mir, das könne doch nicht sein. Mein Mann würde mir doch niemals ein Leid zufügen wollen. Endlich gelang es mir, die große Furcht etwas einzudämmen. Ich wollte Bob ins Haus holen und eilte deshalb nach draußen. Er stand immer noch reglos am Fenster. Ich rief seinen Namen. Da kam Leben in seinen Körper. Er eilte um die Hausecke. Ich lief ihm nach. Aber er war verschwunden, als hätte er sich in Luft aufgelöst.«
Ich versuchte Ordnung in die Informationen zu bringen, die ich bisher erhalten hatte. Die drei verschwundenen Fischer waren alle zu Hause wiedergesehen worden.
Würde es sich mit Keith Kalley ebenso verhalten? Würde auch er daheim wieder auftauchen?
Wir wollten Diane Neeson nicht länger belästigen. Aus ihren Worten war eindeutig hervorgegangen, daß sich Bob Neesons Wesen grundlegend geändert hatte. Die Macht des Bösen mußte ihn umgepolt

haben.
Er liebte seine Frau nicht mehr, sondern haßte sie. Haßte sie so sehr, daß er sie am liebsten ermordet hätte.
Nun beschäftigte mich die Frage, was aus den Fischern, die zuerst verschwunden, dann wiederaufgetaucht und noch einmal verschwunden waren, geworden war.
Wo steckten sie? Hatten sie tatsächlich die Möglichkeit, sich in Luft aufzulösen?
Wir erhoben uns. Als wir uns von Mrs. Neeson verabschieden wollten, läutete das Telefon. Die Frau ging an den Apparat.
»Es ist für Sie, Inspektor«, sagte sie und hielt Jeffrey Mae den Hörer hin.
Draußen hatte vor einer halben Stunde die Dämmerung eingesetzt. Wir warteten schweigend auf den Inspektor.
Ich sah, wie er zusammenzuckte. »Wann?« stieß er atemlos hervor. »Wo?« Und: »Das ist ja ein Ding!«
Er legte den Hörer auf und stürmte aus Diane Neesons Haus. Wir folgten ihm, nachdem wir der Frau zum Abschied kurz zugenickt hatten. Diane Neeson blieb verwirrt zurück.
»Hören Sie, Jeffrey«, sagte ich draußen. »Ein höflicher Abgang war das aber nicht gerade von Ihnen.«
»Sergeant Basil hat angerufen«, erwiderte Mae.
»Und?« fragte ich.
»Am Hafen soll einer der drei verschwundenen Fischer gesehen worden sein. Ich muß sofort hin.«
»Ich bringe Sie«, sagte ich und ließ den Inspektor einsteigen. Ich schaltete die Scheinwerfer ein und rauschte in Richtung Hafen ab.
Im Hafenbecken dümpelten Fischerboote, Ausflugsschiffe und Motorjachten. Links davon ragte ein verwitterter Leuchtturm auf, der nicht mehr in Betrieb war.
Ich erfuhr von Inspektor Mae, daß es lebensgefährlich war, den Turm zu betreten. Deshalb sei es auch verboten.
Der Fischer, der aus der geheimnisvollen Versenkung wiederaufgetaucht sein sollte, hieß Ron Woodland.
Wir suchten ihn im gesamten Hafengebiet, konnten ihn aber nirgendwo aufstöbern. In mehrern Kneipen erkundigte sich Inspektor Mae, wer von den Gästen die Polizei von Woodlands Erscheinen in Kenntnis gesetzt hatte.
Niemand wollte es gewesen sein.
Ich hatte nicht die Absicht, dieses Spielchen lange mitzumachen. Ich wollte versuchen, Keith Kalley aufzutreiben.
Deshalb bat ich Suko, bei Inspektor Mae zu bleiben und den Fischer weiter zu suchen, und dann ging ich zu meinem Bentley zurück, um die Front von einer anderen Seite her aufzurollen.

***

Suzie Dingo dachte, sie würde über ihr grauenvolles Erlebnis niemals hinwegkommen können. Sie war schreckhaft geworden, glaubte sich ununterbrochen belauert und bedroht. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß sie diesen schrecklichen Geisterpiraten nie mehr wiederbegegnen würde. Seit die Dunkelheit angebrochen war, hatte sich ihre Angst vervielfacht. Sie hörte deutlich ihr Herz schlagen, und wenn es irgendwo im Haus ein Geräusch gab, fuhr sie herum, als hätte ihr der Teufel die Hand auf die Schulter gelegt. So wie jetzt.

Irgendwo hatte ein Schrank leise geknackt.

Suzie zuckte so heftig zusammen, daß sie beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Ihr war, als würde ihr Herz stehenbleiben.

Mit zitternder Hand faßte sie sich an die Lippen. Aufgewühlt lauschte sie. Doch das Geräusch wiederholte sich nicht.

Nervös brannte sie sich eine Zigarette an. Rauchend trat sie ans Fenster. Plötzlich glaubte sie, ihren Augen nicht trauen zu können. In Keith Kalleys Bungalow brannte Licht.

Licht! Sämtliche Räume waren erhellt! Keith mußte zurückgekehrt sein! Es mußte ihm irgendwie gelungen sein, den Geisterpiraten zu entkommen. Und nun war er wieder zu Hause.

»Keith!« stieß das Mädchen aufgeregt hervor.

Sie fragte sich, warum Keith nicht zu ihr gekommen war. Er mußte doch wissen, daß sie sich große Sorgen um ihn machte. Vielleicht ging es ihm nicht gut. Vielleicht brauchte er Hilfe.

»Keith!« keuchte Suzie Dingo. Sie stieß die halb gerauchte Zigarette in den Aschenbecher, schlüpfte in ihre warme Fuchsjacke und verließ in großer Hast das Haus.

Keith war wieder daheim!

Suzie Dingo lief die dunkle Straße entlang. Sie eilte den Hügel hinauf und betrat wenig später das große Grundstück, auf dem Kalleys Bungalow stand. Wie verrückt trommelte ihr Herz gegen die Rippen. Was sie nicht für möglich gehalten hätte, sollte nun doch geschehen: Sie würde Keith wiedersehen. Er würde sie in seine Arme nehmen – und sie würden all das Grauen von der vergangenen Nacht vergessen.

Suzie lief über den geharkten Kiesweg.

Gleich darauf stand sie vor der Eingangstür. Sie drückte auf den Messingknopf. Im Haus schlug ein melodisches Ding-Dong an.

Suzie wartete voll brennender Ungeduld. Ihre Augen strahlten vor Freude. Daß das Ganze noch einmal gut ausgehen würde, hatte sie kaum zu hoffen gewagt. »Keith!« flüsterte das Mädchen. »Bitte laß mich nicht so lange warten. Mach auf. Laß mich ein. Bitte, Keith…«

Doch die Tür blieb geschlossen. Das konnte Suzie Dingo nicht verstehen. Sie läutete noch einmal. Sie klopfte auch. Sie trommelte sogar mit den Fäusten an die Tür.

Keith Kalley ließ sie jedoch nicht ein. Umzukehren, ohne zu wissen, was mit Keith los war, wie es ihm ging, kam für Suzie Dingo nicht in Frage. Sie versuchte, ob die Tür abgeschlossen war. Aufgeregt legte sie die Hand auf die Klinke, drückte sie nach unten. Suzies Spannung drohte auszuufern.

Die Tür ließ sich öffnen. Kaum war sie aufgeschwungen, da vernahm das Mädchen ein Geräusch, das die Anwesenheit einer Person verriet.

»Keith?« rief sie ins Haus. Zögernd überschritt sie die Schwelle. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich ihrer. Angst, Hoffnung, Zweifel – alles war darin beinhaltet.

»Keith, ich bin es: Suzie! Warum antwortest du nicht? Ich weiß, daß du da bist!«

Stille im Haus. Unheimlich. Suzie bekam unwillkürlich die Gänsehaut. Sie schloß die Tür hinter sich und blieb unschlüssig in der Diele stehen. »Keith, es ist nicht fair, was du tust. Ich mache mir Sorgen um dich, und du…«

Suzie Dingo machte den ersten zaghaften Schritt. Dann den nächsten. Ihr war, als würden ihre Nervenstränge auf der Haut liegen. Sie durchquerte die Diele, sah sich in einem riesigen Wandspiegel und erschrak vor sich selbst. Hoch oben im Hals schien ihr Herz zu schlagen.

Keith muß dasein! dachte sie. Er erlaubt sich mit mir einen Scherz, hat mich zwar rufen gehört, versteckt sich aber. Albern ist das. Andererseits jedoch… Wenn einer zum Scherzen aufgelegt ist, geht es ihm gut. Suzie betrat den geräumigen Living-room. Im selben Augenblick sah sie ihn.

Keith Kalley saß in einem ledernen Ohrensessel. Reglos. Und er starrte sie unverwandt an. Sein Blick war kalt und seelenlos.

Keith Kalley schien völlig verändert zu sein. Jetzt erhob er sich. Blitzschnell bewegte er sich. Aber seine Bewegungen waren nicht so geschmeidig wie sonst, sondern irgendwie marionettenhaft.

Suzie Dingo wollte auf ihn zulaufen und ihre Arme um ihn schlingen, doch irgend etwas warnte sie, das zu tun. Total verwirrt blieb sie stehen. Es gefiel ihr nicht, wie Keith Kalley sie anstarrte.

Sein Blick machte ihr Angst.

Er schien die Absicht zu haben, ihr Böses anzutun. Was hatte Keith Kalley so sehr verändert?

Suzie vermeinte, eine seltsame Kälte zu spüren. Eine Kälte, die von Keith verströmt wurde. Sie wollte ihn etwas fragen, doch ihre Stimmbänder versagten. Sie räusperte sich nervös und preßte mühsam hervor: »Keith, was ist geschehen? Was ist mit dir? Du… du bist irgendwie verändert. Du scheinst nicht mehr derselbe zu sein, der du gestern warst.«

Er sagte nichts, sondern starrte sie nur weiter feindselig an.

»Warum gibst du mir keine Antwort?« wollte Suzie Dingo wissen. »Kannst du nicht mehr sprechen?«

Er grinste. Doch dieses Grinsen erreichte nicht seine kalten Augen. »Du hättest nicht hierher kommen dürfen, Suzie!« sagte er. Seine Stimme klang dumpf und hohl.

Sie hatte nicht mehr dieses angenehme Timbre, das Suzie geliebt hatte. »Ich verstehe nicht, Keith. Ich dachte, wir beide würden zusammengehören«, sagte das Mädchen.

»Seit gestern nacht gehören wir nicht mehr zusammen, Suzie. Zwischen uns klaffen Welten!«

»Aber wieso denn? Keith, was haben die Piraten aus dir gemacht?«

Es blitzte in Kalleys Augen. »Ich gehöre zu ihnen, Suzie!«

»Das ist doch nicht möglich!«

»Ich bin einer von ihnen.«

»Das kann ich nicht glauben!« stieß Suzie Dingo bestürzt hervor. »Du kannst doch nicht…«

Jetzt erst fiel dem Mädchen auf, wie bleich Keit Kalley war. Bleich wie ein Toter!

Bei diesem Gedanken zuckte das Mädchen heftig zusammen. Sie merkte, daß Keith keinen einzigen Atemzug machte.

Er lebte tatsächlich nicht mehr. Es stimmte, was er gesagt hatte. Die Geisterpiraten hatten ihm das Leben genommen und einen der ihren aus ihm gemacht.

Diese Ungeheuerlichkeit traf Suzie Dingo mit der Wucht eines Keulenschlages. Sie schüttelte entsetzt den Kopf und fragte mit tränenerstickter Stimme: »Warum, Keith? Warum haben diese Bestien dich getötet?«

»Sie brauchen Konspiranten auf dem Festland. Kapitän Diabello hat genug von der Seefahrt. Männer wie Neeson, Woodland und ich werden ihm die Wege ebnen. Er wird die Herrschaft über Harwich übernehmen und wird von hier aus Angst und Schrecken weit in das Land hineintragen.«

»Und du wirst ihm dabei helfen?« fragte Suzie Dingo erschüttert.

»Das ist meine einzige Aufgabe«, sagte Keith Kalley. Er kam näher. Sein Mund war in diesem Moment eine grausam geformte Linie.

Suzie atmete heftig. »Keith!« stieß sie heiser hervor. »Keith, was hast du vor?«

»Ich sagte es schon einmal: Du hättest nicht hierher kommen dürfen. Du weißt jetzt zuviel. Du würdest versuchen, Kapitän Diabeilos Pläne zu durchkreuzen. Deshalb werde ich dich töten!«

»Nein!« schrie Suzie entsetzt auf.

Die weiße Haut des Untoten wurde mit einemmal durchsichtig. Auch seine Kleider wurden transparent. Innerhalb weniger Lidschläge hatte Suzie Dingo ein Skelett vor sich. Sie faßte sich bestürzt an die Schläfen

und schrie gellend um Hilfe.
Das Skelett rannte auf sie zu.
Eiskalte Knochenfinger legten sich um ihren Hals. Brutal drückte Keith Kalley zu. Dem verstörten Mädchen blieb schlagartig die Luft weg. Ein heftiger Schmerz brannte in ihrem Hals.
Panik stieg in ihr hoch, als sie begriff, daß sie gegen den Knochenmann nicht die geringste Chance hatte…

***

Während Suko und Inspektor Mae weiter den angeblich wiederaufgetauchten Fischer Ron Woodland im Hafengebiet suchten, nahm ich mir vor, mich in der Nähe von Keith Kalleys Bungalow auf die Lauer zu legen.
Ich hoffte, ein bißchen Glück zu haben und Kalley zu begegnen. Während ich meinen Bentley durch Harwich rollen ließ, überlegte ich mir, was ich tun würde, wenn mir Keith Kalley tatsächlich in die Finger fallen sollte.
Auf keinen Fall würde ich ihm die Möglichkeit geben, sich so zu verdrücken, wie das zum Beispiel Bob Neeson getan hatte.
Kalley würde mir Rede und Antwort stehen müssen. Ich würde von ihm einen lückenlosen Bericht verlangen, der da begann, wo ihn die Piraten an Bord ihres Geisterschiffes geholt hatten und der da endete, wo er in Harwich wiederaufgetaucht war.
Auf diese Story war ich neugierig.
Als ich an Suzie Dingos Haus vorbeifuhr, fiel mir auf, daß im Bungalow des Sängers die Festbeleuchtung angemacht war.
Kalley wieder daheim?
Ich drückte ein bißchen mehr auf die Tube. Wenige Minuten später stoppte ich vor dem Kalleyschen Grundstück meinen Bentley.
Ich sprang aus dem Fahrzeug.
Während ich auf das flache Gebäude zulief, prüfte ich den Sitz meiner mit Silberkugeln geladenen Beretta. Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste.
Ich war noch vier Yards vom Bungaloweingang entfernt, da vernahm ich einen Schrei, der mir wie ein Messer unter die Haut ging.
Der Schrei eines Mädchens war es gewesen. Ausgestoßen in größter Todesangst. Suzie Dingo!
Ich schwenkte vom Hauptweg ab und nahm Kurs auf die Terrasse. Mit einer fließenden Handbewegung zog ich die Beretta aus der Schulterhalfter.
Ein zweiter Schrei ging mir durch Mark und Bein. Ich forcierte mein Tempo. Ein Sprung. Ich überwand die drei Stufen, die zur Terrasse hinaufführten, gleich auf einmal.
Und dann sah ich Suzie Dingos Schatten. Nur ihren. Sonst keinen.

Das Mädchen schien sich verzweifelt gegen einen unsichtbaren Würger zur Wehr zu setzen.

Immer wieder faßte sie mit beiden Händen an ihre Kehle, als wollte sie sich von einem mörderischen Würgegriff befreien.

Ich hetzte auf die Terrassentür zu, nahm keine Rücksicht auf das Glas. Mit der Beratta schlug ich es kaputt.

Suzie Dingo brauchte meine Hilfe ganz schnell, sonst war sie verloren. Das Glas klirrte zu Boden. Meine Hand suchte den Riegel der Terrassentür. Ich öffnete ihn, stieß die Tür auf, fegte mit der Linken den Vorhang zur Seite und brachte mit der Rechen die Pistole in Anschlag.

Jetzt sah ich, daß sich Suzie Dingo gegen keinen unsichtbaren Angreifer wehrte, sondern gegen ein Skelett.

Der dämonische Knochenmann warf keinen Schatten. Deshalb hatte ich am Vorhang nur Suzies Silhouette gesehen.

Ich war davon überzeugt, daß ich Keith Kalley vor mir hatte. Im Beidhandanschlag zielte ich auf ihn und schrie: »Laß das Mädchen los, Kalley! Sonst kriegst du eine geweihte Silberkugel in deinen verdammten Schädel!«

***

Suko rümpfte die Nase. Er warf Inspektor Mae einen verdrossenen Blick zu und fragte: »Könnte es nicht sein, daß sich jemand mit Ihnen einen schlechten Scherz erlaubt hat, Jeffrey?«

»Sieht ganz danach aus«, knurrte Mae. Er schaute sich um. Sie standen am Kai. Hinter ihnen erstreckte sich das Areal eines kleinen Docks. Hier konnten kleine Reparaturen an den Schiffen vorgenommen werden. Für größere Reparaturen mußten die Schiffe nach London abgeschleppt werden.

»Was machen wir nun?« fragte Suko.

»Ich schlage vor, wir machen uns nicht mehr länger zum Narren.«

»Okay«, sagte Suko. »Damit wäre die Suche nach Ron Woodland also beendet.«

»So ist es«, bestätigte Jeffrey Mae.

»Darf ich Sie zu einem Drink einladen?«

»Gern.«

Die Männer wollten die erstbeste Kneipe ansteuern. Doch plötzlich stutzte der hünenhafte Chinese.

Jeffrey Mae schaute ihn verwundert an. »Was ist, Suko? Was haben Sie? Ist Ihnen soeben eingefallen, daß Sie keinen Penny in Ihren Taschen haben?«

»Wir werden beobachtet«, raunte Suko dem Inspektor zu. »Lassen Sie es sich nicht anmerken, Jeffrey.«

»Wo?« fragte Inspektor Mae gepreßt.

»Hinter dem alten aufgebockten Fischkutter. Ein Kerl…«
»Woodland?«
»Vielleicht. Ich kann kaum etwas von ihm erkennen. Er regt sich nicht, sieht nur zu uns herüber.«
»Verdammt, wie kriegen wir ihn?«
»Indem wir uns trennen und ihn in die Zange nehmen«, erklärte Suko.
»Dann mal los!« zischte Mae tatendurstig.
Suko drückte dem Inspektor die Hand. Er sagte mit lauter Stimme, daß er die Absicht habe, in sein Hotel zurückzukehren. Dann ging er seines Weges – und er hoffte, daß der Bursche, der sie beobachtete, darauf hereinfiel.
Jeffrey Mae hatte dem Chinesen eine genaue Beschreibung des Fischers gegeben. Der Inspektor hatte aber nicht nur Ron Woodland, sondern auch Bob Neeson und Ray Thornton, den dritten Fischer, beschrieben, damit Suko wußte, wen er vor sich hatte, wenn er einen der drei zu Gesicht bekommen würde.
Suko ging mit langen Schritten. Doch sobald er sicher sein konnte, daß ihn der heimliche Beobachter nicht mehr sehen konnte, schlug er blitzschnell einen Haken.
Er fand eine Möglichkeit, unbemerkt auf das Dockgelände zu gelangen. Zwischen alten Ruderbooten und ausrangierten Motorkähnen huschte der Chinese durch die Finsternis.
Diese Beweglichkeit hätte man ihm auf Grund seiner Größe nicht zugetraut. Er war wendig und schnell. Seine Augen versuchten die Finsternis zu durchdringen. Er blieb ab und zu einen Moment stehen, um zu lauschen. Vorläufig drang kein Geräusch an sein Ohr. Sicherheitshalber zog er seine Waffe.
Suko war zwar in sämtlichen asiatischen Kampfsportarten ausgebildet – und er regelte die meisten Probleme am liebsten mit seinen harten Karatefäusten, doch wenn das Böse im Spiel war, reichten die Handkanten oft nicht aus.
Da mußte dann schon eine wirksamere Waffe her. Zum Beispiel eine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole, wie auch John Sinclair sie verwendete.
Abermals verharrte Suko einen Augenblick. Er legte seine Hand auf den nach oben gewölbten Bauch eines Ruderbootes.
Da!
Ein leises, kaum wahrnehmbares Knirschen. Und dann huschte ein Schemen durch die Dunkelheit. Suko folgte der Erscheinung sogleich.
Er stolperte über einen dicken morschen Holzbalken. Beinahe wäre er gestürzt. Den Fluch unterdrückte er im letzten Augenblick.
Lautlos glitt der hünenhafte Chinese an einer lecken Jacht vorbei. Es roch nach Tang und Teer. Suko versuchte die Gestalt, hinter der er her

war, mit dem Gehör zu orten.
Er hatte Glück. Schräg links klapperte irgend etwas.
Suko spannte die Muskeln an und rannte weiter. Als er die Stelle erreichte, von wo aus das Klappern an sein Ohr gedrungen war, glaubte er die Gestalt auf das Ende des Dockgeländes zulaufen zu sehen.
Der Unbekannte war aber gleich wieder verschwunden.
Suko fragte sich, wie Inspektor Mae vorging. Eigentlich hätte der Kerl dem Inspektor in die Arme laufen müssen.
Das war aber nicht geschehen. Wo war Jeffrey Mae?
Suko nahm sich nicht die Zeit, langwierige Überlegungen anzustellen. Wenn Mae sich den Knaben nicht schnappte, dann mußte eben er es tun.
Mit langen Sätzen erreichte auch Suko das Ende des Geländes. Schwarz und seltsam drohend ragte der verfallene Leuchtturm vor ihm auf.
Suko vermutete, daß sich der Unbekannte in diesen Turm zurückgezogen hatte. Der Chinese fackelte nicht lange. Er wollte den Burschen unverzüglich aus dem Leuchtturm herausholen. Geduckt lief er darauf zu. Die Beretta lag schußbereit in seiner Hand. Es würde wohl kaum eine Panne geben können.
Keuchend erreichte Suko den Turm. Feuchte, moderige Luft schlug ihm aus einer schmalen Fensteröffnung entgegen.
Die Holztür am Turmeingang war verwittert und morsch. Sie stand halb offen. Aber nicht so weit, daß Suko den Leuchtturm hätte betreten können. Er stemmte sich gegen das dicke Holz.
Die Tür gab knarrend nach.
Suko trat in die Dunkelheit. Man konnte kaum die Hand vor den Augen sehen. Tastend bewegte sich der Chinese vorwärts.
Er rechnete jeden Moment mit einem Angriff. Seine Nerven waren straff gespannt. Er war darauf vorbereitet, augenblicklich zurückzuschlagen, falls man ihn attackierte.
Vorläufig geschah nichts.
Der Wind pfiff durch zahlreiche Mauerritzen und rief damit ein gespenstisches Wispern und Säuseln hervor. Abgebröckeltes Mauerwerk knirschte unter Sukos Schuhen. Er vermutete, daß sich der Unbekannte über die enggewundene Wendeltreppe nach oben begeben hatte.
Obwohl Suko wenig Vertrauen in die wackeligen Stufen hatte, wagte er sich doch an den Aufstieg.
Er hielt sich zwar am eisernen Geländer fest, aber das war so arg vom Rost zerfressen, daß es dem Chinesen keinerlei Sicherheit bieten konnte.
Sukos Jagdfieber ließ es nicht zu, unten zu bleiben und darauf zu

warten, bis der Kerl von selbst wieder herunterkam. Diesmal sollte dem Chinesen sein Eifer zum Verhängnis werden. Knirschend neigte sich eine der Stufen.

Suko schnellte zwar sofort zurück, aber er konnte die Katastrophe nicht mehr verhindern. Unter seinem Schwergewicht gab ein Teil der Wendeltreppe nach.

Instinktiv klammerte sich der Chinese fest an das Eisengeländer.

Im Fallen riß er es mühelos aus der Mauer und mit sich. Er fiel, stürzte in die Tiefe. Wie hoch, das wußte er nicht. Sein Fall war begleitet von einem Knirschen, Klappern und Prasseln.

Er hatte den Eindruck, nach und nach würde der gesamte altersschwache Leuchtturm in sich zusammenstürzen und ihm Stück für Stück auf den Kopf fallen.

Nach dem Sturz – er kam Suko endlos lange vor – kam der Aufprall. Suko wurden die Beine nach oben gerammt. Er kippte zur Seite. Staub drang in seine Atemwege.

Sand knirschte zwischen seinen Zähnen.

Er schlug lang auf einen Trümmerhaufen. Schmerzen rasten durch seinen Körper. Aber er wäre in der Lage gewesen, damit fertigzuwerden.

Womit er nicht fertigwurde, war der herabstürzende Stein, der seinen Kopf zum Glück nur streifte, ihm aber dennoch die Besinnung raubte.

John Sinclair, Inspektor Mae, Harwich, Kapitän Diabello – alles versank im riesigen schwarzen Meer des Vergessens…

***

Inspektor Mae hatte versucht, Sukos Plan in die Tat umzusetzen. Auch er hatte sich mit seiner Dienstpistole bewaffnet und dann so lautlos wie möglich das Areal des Docks betreten.

Nervosität bemächtigte sich seiner in dieser undurchdringlichen Finsternis. Es fiel ihm schwer, die genaue Richtung einzuhalten. Er stolperte immer wieder, stieß sich das Schienbein an Hindernissen, die er nicht gesehen hatte, preßte die Kiefer jedesmal fest zusammen und wartete, bis der Schmerz nachließ, ehe er seinen Weg durch die Dunkelheit fortsetzte. Von Suko sah er nichts mehr.

Der Chinese gefiel ihm. Suko war ein Mann, der wußte, was er tat. Ein unerschrockener Bursche, der sich für John Sinclair gewiß in Stücke reißen ließ. Jeffrey Mae beneidete Sinclair um einen solchen Freund. Doch nicht nur Sinclair konnte sich hundertprozentig auf den Chinesen verlassen.

Jeder konnte das, dem Suko die nötigen Sympathien entgegenbrachte, jedenfalls hatte Jeffrey Mae diesen Eindruck.

Der Inspektor vernahm ein vages Geräusch. Blitzschnell federte er in die Hocke. Eine Gestalt wischte durch die Dunkelheit. Mae schnellte

sogleich wieder hoch und nahm die Verfolgung auf. Aber er kam nicht weit. Hinter dem nächsten Boot tauchte aus dem Nichts plötzlich ein geisterhaftes Phantom auf.

Und noch eine Gestalt schälte sich aus der Schwärze. Mae stockte der Atem. Drei Personen auf dem Dockgelände!

Drei Männer!

Etwa Bob Neeson, Ron Woodland und Ray Thornton, die drei verschwundenen Fischer?

Der Inspektor wollte Suko herbeirufen. Gleichzeitig richtete er seine Dienstwaffe auf die Zwei Männer.

Doch sie ließen ihm keine Chance. Weder zum Rufen, noch zum Schießen. Fauchend wie mordlüsterne Bestien warfen sie sich auf ihn.

Ein schmerzhafter Schlag traf sein Handgelenk. Die Pistole entfiel seinen Fingern. Gleichzeitig landete eine Faust an seinem Kinn.

Die Wucht des Schlages warf ihn zurück.

Während er noch versuchte, die Balance wiederzufinden, rangen ihn die beiden Gegner nieder, und ein neuerlicher Hieb raubte ihm die Besinnung. Was weiter passierte, entzog sich der Kenntnis des Inspektors.

***

Keith Kalley reagierte auf meinen Ruf mit einem heiseren Aufschrei. Er ließ von Suzie Dingo ab, versetzte ihr einen Stoß, der sie gegen die Wand warf, und wirbelte herum.

Zwischen dem Piratenkonspiranten und mir entstand ein Flimmern in der Luft. Ich sah Keith Kalley einmal als Skelett, dann wiederum so, wie er noch vor etwa vierundzwanzig Stunden ausgesehen hatte.

Er grinste mich mit gebleckten Zähnen an. Seine Augen begannen so stark zu glühen, daß sie fast weiß strahlten. Er dachte wohl, mich damit einschüchtern zu können. Doch ich reagierte nicht auf seinen brennenden Blick, der mich geistig in die Knie zwingen wollte.

»Sinclair!« knurrte er.

Es wunderte mich nicht, daß er wußte, wen er vor sich hatte. In ihm befand sich gewiß auch der Geist von Mort Diabello. Und dem war mitgeteilt worden, wer nach Harwich gekommen war, um ihn zu bekämpfen.

Suzie Dingo schluchzte. Die Tränen rannen ihr glitzernd über die Wangen. Sie massierte ihren schmerzenden Hals und war mit den Nerven total fertig. Ich fragte mich, ob ich Keith Kalley noch helfen konnte. Ich hatte Suzie versprochen, alles in meiner Macht Stehende zu tun, damit sie ihren Freund wohlbehalten zurückbekam.

Bevor ich mein Versprechen einlösen konnte, tauchte Keith Kalley bereits als Gespenst auf.

War dem Mann überhaupt noch zu helfen?

Nach wie vor war meine Beretta auf den Kopf des Knochenunholds gerichtet.
Kalley kam einen Schritt näher.
»Stop!« herrschte ich ihn an.
Er lachte. »Was ist denn, Sinclair? Hast du Angst vor mir?«
»Was suchst du hier?« fragte ich den Spuk scharf.
»Ich befinde mich in meinem Haus.«
»Richtig. Aber in welchem Zustand.«
»Ich habe mich in meinem Leben noch nie so wohlgefühlt!« behauptete Keith Kalley.
»Was ist passiert, Kalley? Erzähle! Du warst mit Suzie Dingo draußen auf dem Meer. Ihr wurdet von den Geisterpiraten überfallen. Was weiter?«
»Man brachte mich an Bord des Geisterschiffes.«
»Und dann?«
»Ich lernte Kapitän Mort Diabello kennen. Dieser Mann hat das Zeug in sich, ganz England zu beherrschen. Er hat es nicht nötig, sich auf den Ozean zu beschränken. Er wird an Land kommen…«
»Wann?« fragte ich schnell dazwischen.
»Bald. Schon sehr bald«, prophezeite Keith Kalley.
»Aufwelche Weise hat er dir das Leben genommen?« wollte ich wissen.
Kalley streckte mir seine Knochenhände entgegen. »Komm mit. Dann erfährst du es am eigenen Leib, Sinclair!«
»Ich hab' sie zum Glück noch alle beisammen, Kalley.«
»Du hast keine Chance gegen Mort Diabello. Er wird sich von dir nicht aufhalten lassen. Er wird dich vernichten.«
»Das soll er mal versuchen. Sag mir, wo ich ihn finde. Wie komme ich zu ihm?«
»Ich führe dich zu ihm«, bot Kalley mir an. Doch er wollte mich hereinlegen. Deshalb sagte ich kopfschüttelnd: »Ich würde mich lieber allein zu Kapitän Diabello begeben. Wenn es sich darüber hinaus einrichten ließe, ihn zu überraschen, wäre mein Glück perfekt.«
Keith Kalley kam noch einen Schritt näher. Ich spürte die Kälte, die von ihm ausging. Er starrte mich mit haßerfülltem Blick an. »Mort Diabello wird dich zerquetschen wie ein Ungeziefer, Sinclair!«
Ich nickte. »Ich bin bereit, dieses Risiko auf mich zu nehmen.«
Kalley schien nicht mehr zu retten zu sein. Seine Seele war von Mort Diabello bereits in die Hölle geschickt worden. Von da konnte kein Mensch sie mehr zurückholen.
Ich versuchte, mehr Gewalt über den Piratenkonspiranten zu bekommen. Deshalb öffnete ich mein Hemd.
Als mein silbernes Kreuz zum Vorschein kam, stieß Keith Kalley einen hysterischen Schrei aus. Er konnte den Anblick des geweihten

Kruzifix nicht ertragen. Das Kreuz machte ihn rasend. Mit einem Wutschrei griff er mich an.

»John!« kreischte Suzie Dingo entsetzt.

Ich sprang zur Seite. Kalleys Knochenfinger verfehlten meinen Hals. Ein Ellenbogen traf meine Schläfe. Ich war nahe daran, zu schießen. Doch es widerstrebte mir noch, abzudrücken, weil Kalley der Freund von Suzie Dingo gewesen war. Wenn ich ihm eine geweihte Silberkugel in den Knochenleib jagte, war er erledigt. Für immer.

Durfte ich Suzie das antun? Gab es tatsächlich keine Möglichkeit mehr, Kalleys Seele aus dem Totenreich zurückzuholen? Vielleicht mit Mort Diabeilos Hilfe?

Eine Vielzahl von Gedanken wirbelten mir durch den Kopf. Kalley hatte keine Skrupel. Er versuchte mich zu packen, erwischte meinen Arm, riß mich herum und wollte mir den Knochenarm quer über die Kehle legen.

Bevor er zudrücken konnte, krümmte ich meinen Rücken. Blitzschnell beugte ich mich nach vorn. Der Judowurf war vorbildlich angesetzt.

Keith Kalley wirbelte durch die Luft und landete hart auf dem Boden. Ich stieß meine Silberkugel-Beretta nach unten, setzte dem Gespenst die Mündung der Waffe genau auf die Stirn.

Doch Kalley ließ sich dadurch nicht zur Aufgabe zwingen. Seine Hände umschlossen kraftvoll meine Kehle und würgten mich. Ich war gezwungen, abzudrücken.

Laut krachte der Schuß. Die Silberkugel zertrümmerte den Totenschädel, als wäre er aus Glas gewesen. Das ganze Skelett bekam unzählige Sprünge, zerbrach wie zertrümmertes Porzellan und löste sich auf.

Nichts blieb von Keith Kalley übrig. Er existierte nicht mehr.

***

Die letzte grauenvolle Nacht und das schreckliche Erlebnis an diesem Tag waren einfach zuviel für Suzie Dingo. Sie konnte nicht mehr. Sie war am Ende. Mit glasigem, geistesabwesendem Blick schaute sie mich an. Sie weinte nicht mehr.

Das Leben hatte seinen Schrecken für sie verloren. Sie konnte nicht mehr klar denken. Die Geschehnisse hatten ihren Geist verwirrt. Sie schien sich in eine Scheinwelt zurückgezogen zu haben, in der es keinen Kummer und keine Sorgen mehr gab.

Langsam löste sie sich von der Wand, an der sie gelehnt hatte. Mit unsicheren Schritten stakte sie auf mich zu. Ihr Blick richtete sich auf die Stelle, wo Keith Kalley gelegen hatte. Sie schien nicht zu begreifen, daß sie ihren Freund nun nie mehr wiedersehen würde.

»Keith«, flüsterte sie, während sie sich an mich schmiegte.

Hielt sie mich für Keith?

»Ich werde auf dich warten, Keith«, sagte sie, und mir rieselte es kalt über den Rücken.

»Du wirst wiederkommen«, hauchte Suzie Dingo mir ins Ohr. »Eines Tages. Und dann werden wir glücklich sein. Ich kann warten. Lange. So lange du willst…«

Ich schluckte trocken. »Wie fühlen Sie sich, Suzie?« fragte ich das Mädchen heiser. Sie reagierte nicht auf meine Frage. Ich legte behutsam meinen Arm um sie und führte sie zu einem Sessel. Mit sanftem Druck bedeutete ich ihr, sie solle sich setzen.

Sie nahm Platz, und ihr Blick war in eine unendliche Ferne gerichtet. Ich eilte zum Telefon und rief die Polizeistation an.

Augenblicke später hatte ich Sergeant Jack Basil an der Strippe. Er ließ mich nicht zu Wort kommen. »Oberinspektor Sinclair!« stieß er nervös hervor. »Gut, daß Sie anrufen. Ich mache mir Sorgen um Inspektor Mae. Er scheint vom Erdboden verschwunden zu sein.«

»Er treibt sich mit Suko im Hafengebiet herum.«

»Immer noch?«

»Jedenfalls vermute ich das.«

»Wenn ich bloß wüßte, was ich tun soll. Ich möchte nichts falsch machen, verstehen Sie? Es ist ohnedies schwierig genug, mit dem Inspektor auszukommen…«

Ich hatte keine Geduld, dem Sergeant länger zuzuhören, deshalb fiel ich ihm ins Wort: »Hören Sie, Basil, ich befinde mich in Keith Kalleys Haus…«

»Ist er wieder aufgetaucht?«

»Ja. Allerdings als Gespenst.« Ich informierte den Sergeant, was sich im Bungalow des Sängers zugetragen hatte.

Als der Sergeant von Suzie Dingos derzeitiger geistiger Verfassung erfuhr, ächzte er: »Das arme Mädchen. Ich veranlasse sofort, daß sie von einem Krankenwagen abgeholt wird.«

»Darum wollte ich Sie gerade bitten«, sagte ich.

»Werden Sie sich anschließend um Inspektor Mae und Suko kümmern?«

»Das versteht sich wohl von selbst«, sagte ich und legte den Hörer in die Gabel.

Suzie Dingo hatte kein Wort von dem Telefonat mitbekommen. Sie starrte die gegenüberliegende Wand an, lächelte verträumt und flüsterte immer wieder, sie würde die Geduld aufbringen, um auf Keith Kalleys Rückkehr zu warten.

Ich ging zu ihr und strich sanft über ihr Haar. »Du wirst einen anderen Keith Kalley finden. Den, den du geliebt hast, hat dir Kapitän Diabello genommen.«

***

Suko kam mit einem Brummschädel zu sich. Er brauchte eine Weile, bis er begriff, wo er war. Gedankenfetzen flogen durch seinen Kopf.

Ron Woodland… Leuchtturm… Inspektor Mae… Einsturz der altersschwachen Wendeltreppe…

Suko wollte sich erheben, doch so einfach ging das nicht. Er mußte sich erst aus dem Schutt herausbuddeln. Klappernd rollten ein paar Steine von ihm fort. Eine Menge Staub bedeckte den Chinesen.

Er stand auf und stolperte vorsichtig über die Trümmer der Wendeltreppe. Plötzlich vernahm er ein Wispern und stutzte.

»Er muß immer noch im Leuchtturm sein!« hörte der Chinese jemand sagen.

»Bist du sicher, Ron?« fragte jemand anders.

War mit Ron etwa Ron Woodland gemeint? Redeten dort draußen vielleicht zwei von den drei verschwundenen Fischern miteinander?

Suko verhielt sich still. Er bewegte sich nicht, atmete ganz flach.

»Er ist noch nicht aus dem Turm herausgekommen«, sagte Ron. »Also muß er noch drin sein.«

»Gut. Suchen wir ihn.«

Schritte. Sie näherten sich dem Leuchtturmeingang. Suko wandte sich hastig um. Die Möglichkeit, sich nach oben abzusetzen, existierte nicht mehr. Die Wendeltreppe war nur noch fragmenthaft vorhanden. Suko huschte an der rauhen Wand entlang.

Er erreichte ein schmales Fenster und beschloß, durch dieses erst mal ins Freie zu klettern. Wenn er sich dann aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich gebracht hatte, wollte er überlegen, wie er gegen die Kerle vorgehen sollte. Er dachte an Jeffrey Mae, und er befürchtete, daß dem Inspektor etwas zugestoßen war.

Es war für den koloßhaften Chinesen nicht leicht, sich durch die schmale Fensteröffnung zu quetschen. Einen Moment lang hatte es den Anschein, als würde Suko darin rettungslos steckenbleiben.

Doch dann schaffte er es doch, sich nach draußen zu schieben – und zwar genau in dem Augenblick, wo Ron und der andere den Leuchtturm betraten.

Geduckt wollte sich Suko davonstehlen. Doch er kam nicht weit, denn plötzlich sprang ihn aus der Dunkelheit heraus jemand an.

Suko, ein Kraftbündel mit unbeschreiblichen Reflexen, reagierte diesmal nicht schnell genug. Vermutlich war die vorangegangene Ohnmacht daran schuld. Ein Faustschlag brachte den Chinesen ins Wanken.

Er wirbelte herum und stellte sich, sah ein bleiches Gesicht und hieb sofort danach. Als seine Faust traf, verwandelte sich der Gegner.

Er wurde zum Skelett.

Suko überwand seine Schrecksekunde blitzartig. Er griff den Knochenmann ungestüm an. Seine Hände packten zu. Er riß das

Skelett hoch und schleuderte es gegen die Mauer des Leuchtturms. Das Klappern rief Ron und den anderen auf den Plan.

Suko hatte es mit den drei verschwundenen Fischern zu tun, darüber bestand nun kein Zweifel mehr. Auch die beiden anderen Gegner verwandelten sich in Skelette. Zu dritt attackierten sie den großen Chinesen.

Suko kämpfte heldenhaft. Er schenkte sich und seinen Gegnern nichts. Er warf seine ganze Kraft in die Waagschale und legte seinen Mut dazu. Die Knochenmänner hatten es nicht leicht mit ihm. Aber in ihnen steckte die Kraft der Hölle. Deshalb stand fest, daß Bob Neeson, Ron Woodland und Ray Thornton niemals ermüden würden.

Suko konnte sie noch so hart treffen, noch so hart zu Boden schleudern, sie griffen ihn immer wieder mit der gleichen Vehemenz an. So lange, bis sich Sukos Niederlage abzuzeichnen begann.

Der Chinese keuchte. Er verausgabte sich schwer. Er trat um sich, schoß Karatehiebe ab, hielt sich den Rücken frei, indem er versuchte, den Leuchtturm stets hinter sich zu haben.

Doch irgendwann gelang es Woodland, ihn zu fassen und nach vorn zu reißen. Bob Neeson sprang dem Chinesen sofort ins Kreuz.

In Ray Thorntons Knochenhand blitzte auf einmal ein Messer. Er setzte es Suko an die Kehle und zischte: »Wenn du nicht aufgibst, stoße ich zu!«

Der Hüne hatte keine andere Möglichkeit.

Wenn er sein Leben nicht verlieren wollte, mußte er sich in sein Schicksal fügen. Keuchend richtete er sich auf.

Ron Woodland und Bob Neeson ließen von ihm ab. Aber sie blieben vorläufig auf dem Sprung. Eine unüberlegte Bewegung des Chinesen hätte genügt, und sie wären sofort wieder über ihn hergefallen.

Suko spreizte die Arme von seinem Körper ab. Er schaffte trotz des Ernstes seiner Lage ein Grinsen.

»Okay, ihr habt gewonnen«, brummte er, und er bedauerte, dass seine Silberkugel-Beretta irgendwo unter den Trümmern der Wendeltreppe im Leuchtturm lag. Er hätte die Pistole jetzt gut gebrauchen können. »Was passiert nun weiter?« wollte er wissen.

»Fesseln!« verlangte Ray Thornton von seinen Komplizen.

Das Messer kitzelte immer noch Sukos Kehle.

Man drehte ihm die Arme auf den Rücken und umwand die Handgelenke mit einem Strick. Suko spannte die Muskeln an, damit ihn Ron Woodland und Bob Neeson nicht allzu fest fesseln konnten.

Sie merkten das nicht.

»Zum Boot mit ihm!« befahl Thornton. Jetzt erst ließ der Knochenmann das Messer sinken.

»Gehe ich recht in der Annahme, daß wir zu Kapitän Mort Diabello fahren?« erkundigte sich Suko.

Thornton lachte gemein. »Es wird Kapitän Diabello eine besondere Freude sein, dich an Bord seines Schiffes begrüßen zu dürfen.«
»Ich brenne darauf, seine Bekanntschaft zu machen.«
»Diesen Wunsch erfüllen wir dir gern.«
»Was habt ihr mit Inspektor Mae gemacht?« fragte Suko.
Darauf bekam er jedoch keine Antwort. Er hoffte, daß Jeffrey Mae das Glück gehabt hatte, den drei Fischern zu entkommen.
»Vorwärts!« knurrte Ray Thornton. Er versetzte Suko einen derben Stoß. Der Chinese stolperte mit auf den Rücken gebundenen Händen los.
Die Skelett-Eskorte brachte ihn zu einem abseits gelegenen Anlegeplatz. Ein Motorboot war dort angeleint. Man zwang Suko, an Bord zu gehen. Wenig später ließ Bob Neeson die Motoren an. Das Boot legte ab. Und Suko fuhr einer ungewissen, äußerst gefahrvollen Zukunft entgegen.

***

Nachdem Suzie Dingo abgeholt worden war, setzte ich mich in meinen Bentley. In Keith Kalleys Bungalow gab es für mich nichts mehr zu tun.
Vielleicht konnten Suko und Inspektor Mae meine Hilfe gebrauchen. Es beunruhigte mich ein wenig, daß Jeffrey Mae sich noch nicht mit seinem Sergeant in Verbindung gesetzt hatte.
Ich hatte keine Ahnung, was sich an der Hafenfront in der Zwischenzeit abgespielt hatte, wollte mir aber noch in diesen Minuten Gewißheit verschaffen.
War es Mae und Suko gelungen, Ron Woodland zu stellen? Hatten sie es geschafft, den Fischer dazu zu bringen, ihnen alles zu verraten, was sie interessierte?
Ich würde es demnächst wissen.
Mein silbermetallicfarbener Bentley rollte an einem zweistöckigen Warenhaus vorbei. Hier konnten die Bewohner von Harwich alles kaufen, was sie brauchten. Das Warenhaus war beinahe zu groß für Harwich.
Ich bog links ab. Augenblicke später traf ich beim Hafen ein. Es gab einen kleinen Parkplatz. Darauf stellte ich meinen Wagen ab.
Ich stieg aus. Still und friedlich lag der finstere Hafen vor mir. Wie ausgestorben. Die Boote verlassen. Keine Menschenseele zeigte sich.
Aus einer nahe gelegenen Kneipe drang Musik. Ich hörte Männer lachen. Und wo waren Suko und Inspektor Mae?
Es zog mich zum Leuchtturm. Ich begab mich dorthin, kam am finsteren Dockgelände vorüber, warf einen Blick zum tintigen Nachthimmel hinauf und stellte fest, daß wir Neumond hatten.
Weit und breit war nichts von Suko und Mae zu entdecken. War das

bereits ein Grund, sich zu beunruhigen?
Suko war ein guter Kämpfer. So leicht konnte man ihn nicht unterkriegen. Aber auch er hatte irgendwo seine Grenzen. Schließlich war er kein Übermensch.
Ich erreichte den Leuchtturm. Vorsichtig näherte ich mich dem Eingang. Links davon hing eine Tafel, die verkündete, daß der Turm einsturzgefährdet sei und das Betreten daher jedermann untersagt wäre. Ich begab mich trotzdem in den Turm.
Schutt türmte sich vor mir auf. Meine Schuhspitze stieß gegen einen Gegenstand aus Metall.
Es handelte sich um eine Beretta.
Um Sukos Beretta!
Nie im Leben hätte er sich davon freiwillig getrennt. Was hatte sich in diesem Leuchtturm abgespielt?
Ich verließ das altersschwache Bauwerk.
»Pst!« machte plötzlich jemand. Ich zuckte herum und hob Sukos Silberkugel-Beretta. »John!« flüsterte jemand.
Meine Augen versuchten die Dunkelheit zu durchdringen. Ich hörte Schritte. Und dann sah ich Inspektor Jeffrey Mae.
Er winkte mich aufgeregt zu sich, sah sich immer wieder beunruhigt um, als befürchtete er, entdeckt zu werden.
»Kommen Sie her, John! Schnell!«
Ich ließ die Pistole sinken und entspannte mich. Auf Jeffrey Mae brauchte ich nicht zu schießen. Er stand auf meiner Seite.
Ich eilte auf den Inspektor zu. »Habt ihr Woodland erwischt?«
»Nein.«
»Ist etwas schiefgelaufen?«
»Leider ja.«
»Was? Wo ist Suko?« fragte ich hastig.
»Es tut mir leid, John…«
»Was tut Ihnen leid? Was ist Suko zugestoßen? Mann, so reden Sie doch!«
»Wir entdeckten Woodland auf dem Dockgelände«, berichtete Inspektor Mae. »Wir wollten ihn in die Zange nehmen. Es war Sukos Vorschlag. Aber die Sache hat nicht geklappt, weil Ron Woodland nicht allein auf dem Gelände war. Ray Thornton und Bob Neeson waren bei ihm. Wir hatten davon keine Ahnung.«
»Was ging daneben?« fragte ich den Inspektor drängend.
»Ich geriet an Thornton und Neeson. Sie verwandelten sich, wurden zu Skeletten…«
»Genau wie Keith Kalley«, warf ich ein.
»Was ist mit Kalley?«
»Er existiert nicht mehr. Er gehörte zu Mort Diabellos Mannschaft. Ebenso wie die drei Fischer. Er ließ mir keine andere Wahl, ich mußte

ihn mit einer geweihten Silberkugel vernichten.« Ich berichtete in Schlagworten.

»Gab es wirklich keine andere Möglichkeit mehr…«

»Glauben Sie mir, Jeffrey, ich hätte ihm die Chance gegeben, wenn es möglich gewesen wäre. Ich bin kein schießwütiger Teufel. Thornton und Neeson machten Sie also fertig.«

»Ja. Ich setzte mich zwar verzweifelt zur Wehr, aber ich war ihnen nicht gewachsen. Sie schlugen mich bewußtlos.«

»Und Suko?«

Jeffrey Mae hob die Schultern. »Das letzte, was ich mitbekam, war, daß Ihr Freund in Richtung Leuchtturm davonstürmte. Er war hinter Ron Woodland her, glaube ich.«

»Konnte er Woodland stellen?«

»Nein.«

»Wieso wissen Sie das? Sie waren doch ohnmächtig.«

»Ich war es nicht lange. Als ich wieder zu mir kam, war ich allein. Und nicht einmal gefesselt. Thornton und Neeson dachten wohl, daß meine Bewußtlosigkeit länger anhalten würde. Ich beobachtete sie. Sie suchten Suko.«

»Haben sie ihn gefunden?« fragte ich. Meine Nerven vibrierten.

»Sie stöberten ihn im Leuchtturm auf. Als Neeson und Thornton den Turm betraten, kletterte Suko durch das Fenster ins Freie. Dort erwartete ihn Ron Woodland. Er fiel sofort über Ihren Freund her. Suko versuchte ihn auszuschalten. Ich wollte in den Kampf eingreifen, hatte die Absicht, Suko beizustehen, doch Neeson und Thornton waren schneller zur Stelle. Ich mußte erkennen, daß es keinen Sinn gehabt hätte, gleichfalls gegen diese verfluchten Skelette anzutreten. Also blieb ich, wo ich war, und beschränkte mich aufs Beobachten.«

Mir gefiel Maes Geschichte nicht. Die Feigheit des Inspektors hatte es den Knochenmännern leicht gemacht, Soku zu überwältigen und fortzuschaffen.

Jeffrey Mae stellte sein Stillhalten nun als eine taktische Maßnahme dar, doch das war sie nicht. Vielleicht wäre Sukos Abtransport noch zu verhindern gewesen, wenn Mae mutig eingegriffen hätte.

»Was haben die drei mit Suko gemacht?« wollte ich wissen.

»Sie zwangen ihn, mit ihnen zu gehen. Sie brachten ihn zu einem Motorboot und fuhren haargenau in diese Richtung.« Mae wies nach Osten.

»Und was taten Sie?« fragte ich den Inspektor enttäuscht. Ich hatte ihn für einsatzfreudiger gehalten. Es ärgerte mich, daß ich mich in ihm so sehr geirrt hatte.

»Ich besorgte mir ein Boot«, sagte Mae.

»Wozu?«

»Ich wollte den Knochenmännern folgen.«

»Warum haben Sie es nicht getan?«
»Als ich losfahren wollte, sah ich Sie. Deshalb ging ich noch mal an Land.«
»Wie groß ist der Vorsprung von Thornton, Neeson und Woodland?«
Der Inspektor hob die Schultern. »Höchstens sieben Minuten.«
»Wo liegt Ihr Boot?« fragte ich.
Statt zu antworten, wandte sich Jeffrey Mae um und lief voraus. Ich folgte ihm. Das Motorboot, das sich der Inspektor besorgt hatte, war ein schnittiger Flitzer. Mae sprang an Bord. Er streckte mir die Hand entgegen. Es wäre nicht nötig gewesen. Aber ich ergriff sie, und mir fiel plötzlich auf, daß sie eiskalt war.
Ich wußte sofort, was das zu bedeuten hatte.
Doch ich reagierte zu spät.

***

Jeffrey Mae lebte nicht mehr und existierte trotzdem. Er war zu einem Untoten geworden. Unwillkürlich zog sich meine Kopfhaut zusammen. Mae, der sympathische Inspektor, war ein Opfer der Dämonen geworden. Ich wollte meine Hand blitzschnell zurückreißen, doch Jeffrey Mae drückte fest zu und zog mich an Bord. Ich flog auf ihn zu.
Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Mae hatte hier auf mich gewartet. Er hatte damit gerechnet, daß ich früher oder später beim Hafen aufkreuzen würde, und er hatte sich vorgenommen, mich dorthin zu bringen, wo Suko bereits war. Er bediente sich nicht mehr länger seiner menschlichen Gestalt, um mich zu täuschen. Er ließ die vertrauenerweckende Maske fallen und zeigte sich mir nun so, wie er wirklich war. Sein Fleisch löste sich auf. Vor mir stand ein Skelett!
Als ich gegen ihn prallte, stieß ich gegen seinen knöchernen Brustkorb. Er lachte teuflisch. Ich wollte Sukos Pistole auf ihn richten, doch er schlug mir die Waffe blitzschnell aus der Hand.
Sie polterte auf den Boden und schlitterte unter die Ruderbank. Ich nahm meine Fäuste hoch und wich einen Schritt vor dem Skelett zurück.
Wieder lachte Mae. Es klang schaurig. »Du hast keine Chance mehr, Sinclair!« knurrte mein Gegner. »Ich habe vom Teufelsnektar getrunken. Er verleiht mir die Kraft der Hölle.«
»Wer hat dir diesen Satanstrank zu trinken gegeben? Diabello?«
»Ja. Kapitän Diabello.«
»Daran bist du gestorben.«
»Ich bin nicht tot, Sinclair.«
»Doch, als Mensch bist du erledigt.«
»Das ist richtig. Aber glaube mir, es ist nicht erstrebenswert, als Mensch zu leben. Ein Mensch ist zu leicht verwundbar. Sein Leben ist

befristet. Seit ich zu Mort Diabellos Mannschaft gehöre, bin ich viel besser dran.«

Ich hatte das Gefühl, dicke Eiskörner würden mir über die Wirbelsäule rollen. Der Teufelsnektar des Kapitän Diabello hatte aus meinem Kampfgefährten Jeffrey Mae ein Horrorwesen gemacht, das kein größeres Ziel kannte, als mich zu vernichten…

***

Es hatte in Harwich sehr schnell die Runde gemacht, daß ein Geisterjäger aus London gekommen war, um Kapitän Diabello das Handwerk zu legen.

Morris Eggar, ein kraftstrotzender Bulle mit handkoffergroßen Fäusten, saß mit seinen Freunden in seiner Kneipe um den Stammtisch.

Eggar war Seeman, und er hatte das Totenschiff schon mal mit eigenen Augen gesehen. Vor acht Wochen war das ungefähr gewesen, und Eggar hatte geglaubt, er und die anderen Matrosen würden einen erbitterten Kampf gegen die Geisterpiraten austragen müssen.

Aber dann hatte sich plötzlich eine Nebelbank zwischen das Geisterschiff und den Schoner, auf dem sich Morris Eggar befunden hatte, geschoben, und der Angriff der Knochenpiraten war ausgeblieben.

Eggar trank seinen Whisky aus und blickte finster in die Runde. »Wie fühlt ihr euch?« fragte er seine Freunde.

»Wie meinst du das?« fragte Cary Walters zurück. Er war blond, schmalbrüstig, hatte wasserhelle Augen und war dafür bekannt, daß er jedem Streit und jeder Rauferei auszuweichen versuchte.

»Also ich komme mir wie ein Schlappschwanz vor«, sagte Morris Eggar. »Ich lasse diesen John Sinclair für mich die Arbeit tun und sitze hier mit euch beisammen, während er für mich und für uns alle Kopf und Kragen riskiert. Seid ihr der Meinung, daß das in Ordnung ist?«

»Niemand zwingt Sinclair, gegen Diabello zu kämpfen«, behauptete Cary Walters.

Morris Eggar blickte ihm ärgerlich in die wasserhellen Augen. »Mann, du bist vielleicht eine Träne. Sinclair setzt für dich sein Leben aufs Spiel, und du behauptest, daß ihn dazu niemand zwingt. Willst du es nicht für ihn tun?«

Walters erschrak. Er zuckte zusammen. »Ich? Warum ausgerechnet ich? Ich lebe nicht allein in Harwich.«

»Was wirst du machen, wenn Mort Diabello Harwich stürmt?«

»Er wird rennen, daß die Absätze von seinen Schuhen davonfliegen«, sagte Tovath Davis grinsend.

Davis war Eggars bester Freund. Er trug einen dunkelblauen Rollkragenpullover und wirkte genauso kräftig wie sein Freund.

Die Männer lachten. Walters schüttelte wütend den Kopf. »Es wird nicht dazu kommen. Diabello wird Harwich nicht angreifen.«

»Es heißt, daß er eines Tages an Land kommen wird«, sagte Tom Hillerman, ein zäher Bursche, der oft mit Eggar und Davis zusammen war.

»Eines Tages. Vielleicht«, sagte Cary Walters. »Aber bis dahin tut uns allen schon kein Knochen mehr weh.«

Eggar sah einen nach dem andern an. Schließlich sagte er: »Was haltet ihr davon, John Sinclair unsere Hilfe anzubieten?«

Cary Walters hob beide Hände, als wollte er etwas Schreckliches abwehren. »Ohne mich. Mit mir dürft ihr nicht rechnen, Jungs. Das ist mir zu gefährlich.«

»An dich habe ich bei meinem Vorschlag auch gar nicht gedacht«, sagte Morris Eggar kalt. »Du wärst für uns ohnedies nur ein Klotz am Bein.«

»Du machst dir doch schon die Hosen naß, wenn du deinen eigenen Schatten siehst«, sagte Tovath Davis lachend.

Cary Walters ergriff sein halb volles Bierglas und erhob sich. Er hatte die Absicht, die Runde zu verlassen und sich an einen anderen Tisch zu setzen, an dem nicht so gefährliche Reden geführt wurden. Bevor er ging, sagte er: »Überlegt euch gut, was ihr tut, Jungs. Es ist besser, fünf Minuten lang feige zu sein – als ein Leben lang tot.«

Morris Eggar bedachte Walters mit einem verächtlichen Blick. »Wenn alle so denken würden wie du, würde Harwich bereits Mort Diabello gehören.«

Cary Walters verdrückte sich.

Eggar wandte sich an seine Freunde. »Wie steht ihr zu meinem Vorschlag?«

Tovath Davis kratzte sich nachdenklich hinter dem Ohr. »Wir müssten mit dem höchsten Einsatz spielen«, gab er zu bedenken.

»Das ist klar«, sagte Eggar. »Harwich ist unser Zuhause. Ist es diesen Einsatz nicht wert? Möchtest du dich von Diabello verjagen lassen? Ich finde es nicht fair, den Geisterjäger aus London unsere Arbeit allein machen zu lassen. Wir sollten ihm wenigstens unsere Hilfe anbieten, damit er sieht, daß wir es wert sind, daß er für uns kämpft.«

Tom Hillerman nickte bedächtig. »Okay, Morris. Bieten wir Sinclair unsere Hilfe an.«

»In Neumondnächten soll es leichter sein, das Totenschiff zu finden«, sagte Morris Eggar. »Wir haben Neumond. Ob uns Patrick Austin sein Schnellboot leiht?«

»Bestimmt«, sagte Tovath Davis. »Solange wir von ihm nicht verlangen, die Fahrt mitzumachen, können wir von ihm alles haben.«

»Wie viele Feiglinge gibt es in Harwich eigentlich?« fragte Morris Eggar.

»Mehr als Ingenieure«, gab Tovath Davis zurück. Er und Tom Hillerman tranken aus. Dann verließen sie die Kneipe, um Patrick Austin aufzusuchen.

***

Breit und bedrohlich hockte das Geisterschiff auf den schwarzen Fluten des Meeres. Suko konnte nicht so schnell etwas aus der Fassung bringen, aber beim Anblick des Totenschiffes klopfte sein Herz doch merklich schneller.

Das Motorboot legte steuerbord an. Ray Thornton und Ron Woodland packten den schweren Suko und hoben ihn hoch.

Knochenarme streckten sich dem Chinesen entgegen.

Er wurde an Bord des Piratenschiffes gehievt. Unheimliche Gesellen, mit Säbeln und Dolchen bewaffnet, umringten Suko.

Bleiche Totenschädel grinsten ihn triumphierend an.

Thornton, Woodland und Neeson kletterten an Bord. Suko wurde vorwärtsgestoßen. Die Knochenpiraten bildeten eine schmale Gasse.

Mit Tritten und Stößen beförderten sie Suko weiter, bis er den Kreuzmast erreichte. Dort nahmen ihn zwei Skelette in Empfang und banden ihn am Mast fest. Suko starrte die Skelettpiraten wütend an. Er hätte sich am liebsten auf sie alle geworfen, um mit seinen Karatefäusten auf sie einzuschlagen. Doch er hing am Kreuzmast. Das Tau war ihm mehrmals um die voluminöse Brust geschlungen. Er hatte seine Lungen aufgepumpt, damit man ihn nicht zu fest an den Kreuzmast binden konnte, aber die Chance, von diesem Schiff lebend runterzukommen, war ziemlich gering.

Und das ärgerte Suko maßlos.

Sobald die Knoten gebunden waren, traten die Piraten zurück. Suko zählte die Gegner. Es waren ungefähr zwanzig. Sie standen auf dem Deck und warteten. Worauf? Auf wen?

Da donnerte eine harte, befehlsgewohnte Stimme über das Deck: »Platz da! Geht mir aus dem Weg! Laßt mich durch!«

Suko hörte das Hacken von Schritten. Er begann sich unbemerkt mit den Knoten seiner Handfesseln zu befassen. Sie waren hart wie Stein. Suko machte sich nichts vor. Wenn es ihm nicht gelang, diese Knoten zu lösen, war sein Leben keinen Pfifferling mehr wert.

Auf John Sinclairs Hilfe brauchte er erst gar nicht zu hoffen. John hatte keine Ahnung, wohin es ihn, Suko, verschlagen hatte.

Es gab nur eine Möglichkeit. Suko mußte sich selbst helfen!

Einige Gerippe wurden kraftvoll beiseite gestoßen, und dann trat Kapitän Mort Diabello vor den Chinesen.

Er war skelettiert wie seine Mannschaft. Ein schwarzes Piratentuch bedeckte seine Schädeldecke. Um seine knöcherne Mitte war ein schwarzer Gürtel geschlungen, in dem zwei Dolche steckten. An seiner

rechten Seite baumelte ein blitzender Säbel.
Die skelettierten Beine des Kapitäns steckten in schwarzen Stiefeln. Ein teufliches Feuer brannte in den schwarzen Augenhöhlen des Totenkopfs.
»Suko!« sagte Diabello verächtlich. »Suko, der Chinese! John Sinclairs rechte Hand! Ich kann dir nicht sagen, was für eine Genugtuung es für mich ist, dich in meine Gewalt bekommen zu haben!«
Suko schwieg. Sein Gesicht war ausdruckslos.
Der Hüne versuchte weiter, die harten Knoten seiner Handfesseln zu lösen. Einen kleinen Erfolg hatte er bereits zu verbuchen. Der erste Knoten saß nicht mehr ganz so fest. In fiebernder Eile machte Suko weiter.
»Ich habe Sinclair gewarnt!« sagte Kapitän Diabello. Seine Hand lag auf dem mit Edelsteinen verzierten Griff des Säbels. »Er hat nicht auf mich gehört. Anstatt nach London zurückzukehren, ist er in Harwich geblieben. Dieser Entschluß soll ihm nun zum Verhängnis werden. Er kann sich mir nicht in den Weg stellen. Ich bin ihm in jeder Hinsicht überlegen.«
Suko bleckte nur die Zähne.
»Zweifelst du daran?« herrschte Mort Diabello ihn wütend an.
»Wenn es so leicht wäre, mit John Sinclair fertigzuwerden, würde er längst nicht mehr leben«, sagte der Chinese. »Er kann eine Situation in den meisten Fällen richtig einschätzen und sich rechtzeitig darauf einstellen.«
»Diesmal verliert er«, behauptete Diabello. »Ich werde ihn zu meinem Sklaven machen!«
»Das wird dir niemals gelingen.«
»Ich werde ihn zwingen, vom Teufelsnektar zu trinken. Ein Schluck reicht aus, um ihn zu töten, ihm die Seele aus dem Leib zu reißen, einen Untoten aus ihm zu machen. Ray Thornton, Ron Woodland, Bob Neeson und Jeffrey Mae haben vom Teufelsnektar getrunken. Und natürlich auch Keith Kelly. Der Umwandlungsprozeß setzt schlagartig ein, du wirst es am eigenen Leib erfahren, Suko, denn auch dir lasse ich den Teufelsnektar reichen.«
Suko merkte, wie er zu schwitzen begann. Er hatte nicht gewußt, was aus Jeffrey Mae geworden war. Nun hatte er erfahren, welches Schicksal den sympathischen Inspektor ereilt hatte. Der Mann war tot. Ebenso tot wie Thornton und die beiden anderen Fischer. Jeffrey Mae war kein Freund mehr. Er gehörte jetzt zu Mort Diabeilos Mannschaft, war zu einem gefährlichen Feind geworden.
»Wo ist Jeffrey Mae?« wollte Suko wissen.
Kapitän Diabello lachte schnarrend. »Ich habe ihn nach Harwich zurückgeschickt. Er hat den Auftrag, John Sinclair zu überwältigen und hierher zu bringen. Ein Silberbecher, randvoll gefüllt mit dem

köstlichen Teufelsnektar, steht für den Geisterjäger bereit. Er wird ihn leeren, und ich werde ihn in meine Mannschaft eingliedern. Sinclair ein Teufelspirat! Das hat die Welt noch nicht erlebt!«

Suko überlief es eiskalt. Es hatte den Anschein, als würde Mort Diabellos Rechnung voll aufgehen. Der Kapitän hob die skelettierte Hand. »Bringt den Becher für Suko!« befahl er.

Der Chinese schwitzte so heftig, daß man die Schweißperlen deutlich auf seiner Stirn glänzen sah.

»Angst vor dem Sterben, Suko?« fragte Mort Diabello höhnisch.

»Warum stellst du dich mir nicht zu einem fairen Zweikampf?« stieß der Chinese heiser hervor.

»Es ist unter meiner Würde, mich mit dir zu schlagen!«

»Du fürchtest, du könntest unterliegen, was? Wie würdest du dann vor deiner Mannschaft dastehen?«

Mort Diabello holte blitzschnell aus und schlug zu. Hart und schmerzhaft war der Schlag. »Sprich so nie wieder mit mir!« fauchte der Kapitän. »Hörst du? Nie wieder!«

Ein prunkvoll verzierter Silberbecher wurde dem Kapitän gereicht. Mort Diabello griff mit beiden Händen danach.

Er wandte sich damit Suko zu, hielt ihm den Becher vor die Augen und knurrte: »Davon wirst du nun trinken. Nach dem ersten Schluck schon wirst du zu uns gehören, und John Sinclair wird dein Feind genauso sein wie der unsere. Sollte es Jeffrey Mae nicht gelingen, Sinclair an Bord dieses Schiffes zu bringen, dann wirst du diesen Auftrag erhalten und ausführen!«

Suko hatte das Gefühl, sein Herz würde hoch oben im Hals schlagen. War er wirklich verloren? Mußte er tatsächlich von dem tödlichen Teufelsnektar trinken?

Der Silberbecher näherte sich seinen zusammengepreßten Lippen. »Trink!« befahl ihm Mort Diabello, und Suko wußte nicht, wie er sich diesem Befehl widersetzen sollte.

***

Maes Faust streifte meinen Kinnwinkel. Ich rammte dem Angreifer meinen Fuß gegen die Leibesmitte und stieß ihn zurück.

Wir hatten nicht viel Platz auf dem kleinen Motorboot. Jeffrey Mae gelang es, mir mit einigen Hieben die Luft aus den Lungen zu schlagen. Ich versuchte mich auf meinen kraftstrotzenden Gegner einzustellen, doch das gelang mir kaum.

Mae war besser als ich. Viel besser. Die Kraft der Hölle machte ihn überlegen. Ich war gezwungen, mich auf die Verteidigung zu beschränken. An einen Angriff war im Augenblick nicht zu denken.

»Ich kriege dich, Sinclair!« knurrte das Skelett. »Du entkommst mir nicht! Auch du wirst vom Teufelsnektar trinken und zu einem

wichtigen Mitglied von Mort Diabellos Mannschaft werden. Wir werden Harwich überfallen. Jeder, der sich uns in den Weg stellt, wird sterben. Alle anderen werden wir uns Untertan machen…«

Wahnsinnige Pläne waren das. Voller Grauen. Harwich in der Hand von Dämonen! Solange ich noch atmen konnte, würde ich das nicht zulassen.

Ich stürzte mich auf Mae. Seine Knochenfinger krallten sich in mein Hemd. Zwei Knöpfe sprangen davon ab.

Das geweihte Kreuz kam zum Vorschein.

Mae stieß einen entsetzten Schrei aus. Seine Arme zuckten zurück. Er hielt die Knochenhände vor seine Augenhöhlen. Blitzschnell ergriff ich das Kruzifix und hielt es hoch. »Michael! Gabriel! Raphael! Uriel!« rief ich die Namen der vier Erzengel, die ihre Male in mein Kreuz geprägt hatten.

Sie hatten dem Bösen abgeschworen und setzten ihre geballte Kraft auf der Seite des Guten ein.

Das Kruzifix begann silbern zu strahlen. Die Helligkeit peinigte Jeffrey Mae, den Dämon. Er wirbelte brüllend herum.

Ich wollte ihn zurückhalten, denn ich hatte eine Menge Fragen an ihn, die er mir beantworten sollte. Doch als ich nach ihm griff, schnappten meine Finger ins Leere. Mit einem kraftvollen Sprung stieß sich Jeffrey Mae vom Boot ab. Kopfüber warf er sich ins Wasser. Klatschend tauchte das Gerippe darin ein und versank.

Keuchend beugte ich mich über die Reling. Der Inspektor – oder das, was Mort Diabello, dieser verdammte Satansbraten, aus ihm gemacht hatte – kam nicht mehr an die Oberfäche. Aber ich konnte mich darüber nicht freuen.

***

»Trink!« befahl Mort Diabello dem hünenhaften Chinesen mit schneidender Stimme. Doch Suko öffnete die fest zusammengepreßten Lippen nicht.

Der Kapitän war beinahe am Ende seiner Geduld angelangt. »Mach den Mund auf!« herrschte er den Chinesen an. »Sonst werden dich meine Männer zwingen, ihn zu öffnen!«

Darauf ließ es Suko ankommen. Denn er brauchte Zeit. Vielleicht nur noch ein paar Sekunden. Die Handfesseln waren nämlich schon gelöst. Und auch zwei von den drei Knoten des Taus, das Suko am Kreuzmast festhielt, waren bereits offen.

Ein Knoten nur noch, dann war Suko frei. Frei? War es richtig, in seiner Situation von frei zu sprechen?

Der Teufelsnektar verströmte ein herbsüßes Aroma. Es schien sich um eine wahre Gaumenfreude zu handeln. Dennoch versagte es sich Suko, einen Schluck von diesem Todestrank zu nehmen.

Mort Diabello machte eine herrische Bewegung mit dem Kopf. »Los! Macht ihm den Mund auf!«

Knochenfinger griffen brutal in Sukos Gesicht. Sie gruben sich hart in seine Wangen. Es schmerzte sehr. Suko gab noch nicht nach. Er kämpfte um jede weitere Sekunde.

Es war ein erbitterter, schmerzhafter Kampf, den der Chinese austrug. Er spürte, daß er dem Druck der Knochenfinger nicht mehr lange standhalten konnte.

Sie hatten es beinahe schon geschafft, seine Kiefer auseinanderzuzwingen. Und der Knoten hinter ihm war immer noch fest.

Suko rann nun schon der Schweiß in breiten Bächen über das Gesicht. Er starrte Mort Diabello trotzig an.

Der Kapitän wartete mit dem Silberbecher. Ich will nicht! hämmerte es in Sukos Kopf. Ich will nicht so werden wie diese verdammten Geisterpiraten! Er setzte seinen starken Willen gegen die Gewalt ein, die auf ihn einwirkte. Ich will nicht…

Und plötzlich löste sich der letzte Knopf wie von selbst. Genau in dem Augenblick, wo es den kalten Totenfingern gelungen war, Sukos Mund zu öffnen. Kapitän Diabello ließ ein spöttisches Lachen hören.

»Na also«, sagte der Piratenkapitän. »Warum nicht gleich!«

Er trat mit dem Nektarbecher auf Suko zu. Der Teufelstrank näherte sich Sukos Lippen.

In diesem Augenblick explodierte der Chinese.

Keiner der Geisterpiraten hatte damit gerechnet. Suko stemmte sich vom Kreuzmast ab. Er katapultierte sich dem Kapitän entgegen. Seine Faust schleuderte die Knochenhand mit dem Silberbecher zur Seite. Er rammte seine Schulter gegen die skelettierte Brust des Kapitäns.

Mort Diabello stieß einen zornigen Schrei aus. Suko stieß zwei weitere Skelette, die ihn ergreifen wollten, zurück. Sein Blick fiel auf den Griff eines Piratensäbels. Suko bediente sich.

Er riß den Säbel an sich und hieb damit auf die Knochenmänner ein. Sie wichen vor ihm zurück, zogen gleichfalls ihre Säbel.

Klirrend kreuzte sich Sukos Klinge mit einigen anderen.

Er marschierte jedoch nicht durch die Reihen der Skelette, sondern wich mehr und mehr vor ihnen zurück.

»Faßt ihn!« brüllte Mort Diabello außer sich vor Wut. »Er darf nicht entkommen! Fangt den Bastard wieder ein! Bringt ihn mir! Er soll für seinen Fluchtversuch hart bestraft werden!«

Suko kämpfte wie ein Löwe. Er schlug mit dem Säbel zu, trat um sich, stieß die Angreifer immer wieder zurück.

Säbel und Dolche blitzten im fahlen Licht des Neumondes. Jedes einzelne Skelett setzte seine ganze Kraft ein, um ihn zu besiegen. Und es waren viele Knochenmänner, die Suko kriegen wollten.

Es schienen im Verlaufe des Kampfes immer mehr zu werden. Suko setzte sich bis zum Schanzkleid ab. Noch einmal rammte er die Gegner zurück, um ein bißchen Luft zu haben.

Fast gleichzeitig drehte er sich um und hechtete sich mit einem weiten Sprung ins Meer. Kopfüber sauste er der schwarzen Wasseroberfläche entgegen. Als seine Stirn die Fluten durchstieß, hielt er den Atem an.

Tief tauchte er ein. Er bog sein Kreuz durch und trachtete, so rasch wie möglich wieder an die Meeresoberfläche zurückzukommen.

Als sein Kopf aus den Fluten auftauchte, hörte er Kapitän Diabello auf seinem Geisterschiff toben.

»Ihr Idioten! Habe ich nicht gesagt, er darf nicht entkommen? Holt ihn zurück! Ich will ihn wiederhaben!«

Suko schaute zurück. Er sah die Skelettpiraten am Schanzkleid stehen. Einige von ihnen kletterten von Bord, sprangen in das Motorboot, in dem Suko hergebracht worden war. Schon knurrte die Maschine.

Suko schwamm mit kräftigen Bewegungen. Er ruderte verbissen mit Armen und Beinen. Aber war es nicht aussichtslos, einem Motorboot davonschwimmen zu wollen?

Die Knochenmänner rasten hinter ihm her.

»Bringt ihn mir!« donnerte die Stimme des Geisterkapitäns auf dem Schiff. »Ich will ihn kielholen lassen!«

Das Motorengebrumm wurde schnell lauter. Suko spürte die Vibration. Er wußte, daß ihm die Verfolger schon hart im Nacken saßen. Rasch pumpte er seine Lungen mit Luft voll. Dann ging er blitzschnell auf Tauchstation. Er sackte nach unten weg.

Keine Sekunde später hätte er sich dazu entschließen dürfen. Das Motorboot flitzte haarscharf über seinen Kopf hinweg. Sobald es vorbei war, tauchte Suko wieder auf.

Aber so leicht waren die Knochenmänner nicht auszutricksen. Sie zogen ihr Boot in eine enge Kurve und rasten dem Chinesen nun aus der anderen Richtung entgegen.

Abermals tauchte Suko rechtzeitig unter. Doch lange würde er dieses kräfteraubende Spiel nicht spielen können, das merkte er. Er fühlte sich ausgelaugt.

Der Kampf an Bord – und nun diese Schwimm- und Tauchaktionen verlangten ihm besorgniserregend viel von seinen Kraftreserven ab. Ihm war klar, daß er sich nicht völlig verausgaben durfte, sonst war er verloren.

Deshalb beschloß er, es mit einer List zu versuchen. Hastig tauchte er hinter dem Motorboot wieder auf.

Die Knochenpiraten wendeten. Suko hustete und spuckte. Den erbeuteten Säbel hatte er beim Sprung ins Wasser verloren.

Er warf die Arme hoch und tat so, als wäre er völlig entkräftet und drohe unterzugehen. Total erschöpft gab er sich. Die Unholde fielen darauf herein.

Sie steuerten ihn an, drosselten die Geschwindigkeit und stoppten die Fahrt, als sie neben dem Chinesen waren.

Er spie eine Wasserfontäne aus. Bleiche Knochenarme streckten sich ihm entgegen. Sie zerrten ihn aus dem Wasser. Triefnaß rutschte er über die Bootskante.

»Wir haben ihn!« rief einer der Piraten zum Geisterschiff hinüber. Die anderen Skelette stimmten ein Freudengeheul an. Das Motorboot wendete. Suko krümmte sich. Er spannte die Muskeln, ohne daß es die Knochenmänner merkten.

Und als das Boot Kurs auf das Geisterschiff nahm, sprang Suko kraftvoll auf die Beine. Sechs Piraten befanden sich auf dem Boot.

Suko griff sie an. Er schleuderte zwei von ihnen ins Meer. Dem dritten nahm er einen Krummdolch ab. Damit stach er auf den Unhold ein. Doch die Klinge vermochte den Geisterpiraten nicht zu verletzen. Sie ratschte über die bleichen Knochen. Mehr passierte nicht.

Ein Faustschlag machte Suko benommen. Der hünenhafte Chinese hatte große Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Er schraubte sich herum, streckte dabei mit seiner Karatefaust einen Gegner nieder, schleuderte noch ein Skelett ins Wasser.

Doch die restlichen drei Piraten schienen es zu schaffen, Suko mit vereinten Kräften niederzuringen.

Der Chinese hatte kaum noch etwas zu bieten. Er hätte eine Verschnaufpause dringend nötig gehabt, doch die Skelette gönnten ihm diese Pause nicht.

Er mußte weiterkämpfen. Bis zum Umfallen! Ihm wurden die Beine weggesäbelt. Klappernd fielen die Knochenmänner auf ihn.

Er knallte mit dem Rücken auf die Planken, warf sich herum, hämmerte seine Faust in die Knochenfratze eines Gegners und kam noch einmal hoch.

Keuchend stürzte er sich auf das Steuerrad des Motorboots. Er richtete den Bug des Schiffes auf die Küste zu. Aber dann traf ein Hieb seinen Nacken, der so hart und kompromißlos war, daß ihm davon beinahe schwarz vor den Augen wurde.

Plötzlich begriff Suko, daß er verloren hatte. Eine zweite Flucht vom Piratenschiff würde ihm nicht mehr möglich sein. Er würde gezwungen sein, Mort Diabellos Teufelsnektar zu trinken.

Und dann würde er John Sinclairs Todfeind sein!

***

Mir stand auf einmal ein Motorboot zur Verfügung. Ich fragte mich, wieviel von dem, was Jeffrey Mae mir gesagt hatte, wahr gewesen

war.

Stimmte es, daß Sukos Entführer einen Vorsprung von sieben Minuten hatten? Stimmte es, daß Suko in östliche Richtung abtransportiert worden war? Befand sich dort das Geisterschiff?

Keine weiteren Fragen! sagte ich zu mir selbst. Du mußt handeln! Ich holte Sukos Silberkugel-Beretta unter der Ruderbank hervor. Was aus Jeffrey Mae geworden war, entzog sich meiner Kenntnis.

Konnten diese Skelette überleben, wenn sie ins Wasser fielen – oder versanken sie für immer darin? Keine weiteren Fragen mehr!

Ich startete den Motor und verließ den Hafen von Harwich. Irgendwo dort draußen auf dem Meer befand sich mein Freund Suko. Im Osten. Wahrscheinlich hielt auch für ihn Kapitän Diabello diesen gefährlichen Teufelsnektar bereit, den Kalley, Thornton, Woodland, Neeson und auch Mae zu trinken gezwungen gewesen waren.

Ich wollte nicht, daß mein Partner so wurde wie diese Geisterpiraten. Ich war bereit, jedes Risiko auf mich zu nehmen.

Selbst in die Hölle wäre ich hinabgestiegen, um Suko zurückzuholen. Im Augenblick dachte ich nicht an die Gefahr, in die ich mich begab. Suko brauchte meine Hilfe.

Ich wollte sie ihm nicht vorenthalten. Er durfte nicht Mort Diabellos Mannschaft eingegliedert werden.

Nicht Suko!

Ich raste Richtung Osten. Mit beiden Händen umklammerte ich das Steuerrad. Meine Züge sahen in diesen Minuten aus, als wären sie aus Granit gehauen. Ich preßte die Kiefer fest zusammen.

Ein kalter Wasserfilm legte sich auf mein Gesicht. Der Fahrtwind zerzauste mein blondes Haar. Mein Blick war starr geradeaus gerichtet. Das schnittige Boot fegte pfeilschnell über die sanften Wellen.

Plötzlich gab es mir einen Riß. Ich glaubte, etwas Weißes aus der Dunkelheit auftauchen gesehen zu haben. Ein Boot? Ich hielt sofort darauf zu. Ja, es war ein Boot. Rasend schnell näherte ich mich dem Fahrzeug.

In der nächsten Sekunde stellten sich meine Nackenhaare quer. Ich sah Suko. Er kämpfte mit drei Skeletten!

Mir war, als würde eine Ameisenarmee über meinen Rücken marschieren. Suko! Er war noch in der Lage, sich zur Wehr zu setzen. Aber seine Widerstandskraft befand sich auf dem absteigenden Ast. Ich sah, wie er das letzte gab. Und dann traf ihn die Knochenfaust im Nacken.

Suko fiel auf die Knie. Er versuchte sich am Steuerrad noch einmal hochzuziehen, doch die grausamen Knochenmänner ließen das nicht mehr zu.

Einer von ihnen setzte ihm den Säbel an den Leib. Ich dachte, Sukos

letzte Stunde hätte geschlagen. Meine Kopfhaut zog sich zusammen. Ich glaubte, die Knochenbestie würde nun zustoßen.

Mit der Linken zog ich mein Boot in eine Kurve. Mit der Rechten griff ich nach Sukos Beretta, die ich in meinen Hosenbund geschoben hatte.

Ich riß die Waffe heraus, entsicherte sie mit dem Daumen, legte an, zielte, schoß. Die Silberkugel streifte den Geisterpiraten, der Suko seinen Säbel angesetzt hatte.

Der Knochenmann schnellte hoch. Der Säbel entfiel seinen skelettierten Fingern. Er taumelte.

Mein zweiter Schuß saß besser. Die geweihte Silberkugel raubte dem Unhold augenblicklich das unselige Leben. Er löste sich auf.

Das machte die beiden anderen Piraten konfus. Sie wollten Suko als lebenden Schild verwenden. Aber inzwischen hatte ich mein Boot so nahe an das Schiff der Skelette herangebracht, daß jeder Schuß ein sicherer Treffer sein mußte. Die Silbergeschosse vernichteten die Unholde, ehe sie sich hinter meinem hünenhaften Partner verschanzen konnten. Ich drehte bei.

Keuchend erhob sich der Chinese. Er grinste breit zu mir herüber. »Hi, John. Du hattest mal wieder den besten Riecher fürs richtige Timing. Wenn du fünf Minuten später gekommen wärst, hättest du kaum noch etwas für mich tun können.«

»Bist du okay, Suko?«

»Ich habe Knie aus Gummi. Aber die festigen sich schon wieder.« Ich erzählte meinem Freund, was sich in Keith Kalleys Haus und später am Hafen zugetragen hatte. Dann war Suko dran. Er berichtete, wie es ihm auf dem Piratenschiff ergangen war. Mich schauderte, als ich erfuhr, wie nahe er dem Tod gewesen war.

Dem Tod – und einem ewigen Leben als Mort Diabellos knöcherner Befehlsempfänger!

Wütend suchte ich das Geisterschiff. »Wo ist es?« fragte ich. »Ich kann es nicht sehen!«

»Irgendwo dort hinten«, antwortete der klatschnasse Suko. »Hast du vor, Mort Diabello anzugreifen, John? Ich muß gestehen, daß ich im Moment einem Kampf auf Leben und Tod kaum gewachsen wäre. Ich wäre dir keine große Hilfe. Du wärst auf dich allein gestellt. Gib mir etwas Zeit, um mich zu erholen.«

Ich nickte. »Okay, Suko.«

»Fahren wir nach Harwich zurück?«

»Ich denke, das ist das Vernünftigste, was wir tun können.«

Suko schüttelte ernst den Kopf. »Ich kann es immer noch nicht fassen, daß wir Jeffrey Mae als Freund verloren haben. Sein Verlust geht mir unter die Haut.«

»Mir auch. Wir werden seinen Tod rächen, Suko.«

»Das erachte ich als unsere erste Pflicht. Der Mann hat für Harwich

sein Leben gegeben. Das soll nicht umsonst geschehen sein.«

Wir brachten die Motoren unserer Boote auf Touren. Das Geisterschiff kam uns auf der Rückfahrt nach Harwich nicht in die Quere.

Wir steuerten den Hafen an. Es wäre unüberlegt und leichtsinnig von mir gewesen, Mort Diabello und seine Mannschaft sofort anzugreifen. Ich war nicht schwer genug bewaffnet. Doch das sollte sich ändern.

Wir liefen in den Hafen ein. Als wir wenig später an Land gingen, fühlte sich Suko schon wieder besser. Er war ein Energiebündel, das sich sehr rasch wieder aufzuladen vermochte.

Wir schritten die Mole entlang, kamen an einem prachtvollen Schnellboot vorbei. Ich nahm an Deck eine Bewegung wahr und griff sofort zur Waffe. Seit sich sogar Jeffrey Mae als Todfeind entpuppt hatte, war ich furchtbar mißtrauisch geworden.

Aus dem Schatten der Aufbauten trat ein klotziger Mann. »Oberinspektor Sinclair? Sind Sie das?«

Ich blieb stehen. Meine schmalen Augen musterten den Mann, zu dem sich zwei weitere Gestalten gesellten.

»Ja, ich bin Sinclair. Und wer sind Sie?« gab ich zurück. Meine Hand lag auf dem Kolben der Beretta, die in der Schulterhafter steckte. Suko stand gespannt neben mir. Wir warteten ab, was passieren würde.

»Mein Name ist Morris Eggar«, sagte der Vierschrötige auf dem Schnellboot. »Und das sind meine Freunde Tovath Davis und Tom Hillerman. Wir möchten Ihnen ein Angebot machen.«

»Welches?«

»Kommen Sie zuerst an Bord.«

»Ich bleibe lieber auf der Mole.«

»Sie können uns vertrauen, Sir. Wir stehen auf Ihrer Seite.«

»Behaupten kann man vieles. Es muß nicht alles stimmen.«

Morris Eggar und seine Freunde kamen von Bord. Sie blieben zwei Schritte vor uns stehen. Eggar lächelte. »Ich kann Ihr Mißtrauen sehr gut verstehen, Oberinspektor. Aber bei uns dreien ist es unangebracht. Wir haben uns entschlossen, etwas für Harwich zu tun. Wir möchten uns Ihnen anschließen, haben die Absicht, Ihnen unsere Hilfe und dieses Schnellboot anzubieten.«

Es gab einen einfachen Test, um festzustellen, ob wir es nicht mit Piratenkonspiranten zu tun hatten.

Ich erinnerte mich an Inspektor Maes Hand. Sie war eiskalt gewesen. Das hatte ihn verraten. Deshalb streckte ich Morris Eggar nun meine Hand entgegen und sagte: »Wir könnten die Hilfe einiger mutiger Männer sehr gut gebrauchen.«

Der Seemann schlug ein. Seine Hand war warm, von Leben durchpulst. Sein Händedruck war fest. Wir hatten keinen Feind vor uns.

Ich atmete erleichtert auf. Als Suko sah, daß ich mich entspannte, löste auch er sich. Eggar sagte tatendurstig: »Wenn ich meine Meinung zu unser aller Problem kundtun darf…«

»Ich bitte darum«, sagte ich.

»Es bleibt mit Sicherheit nicht aus, daß Kapitän Diabello in naher Zukunft Harwich angreift und besetzt. Er hat genug vom Herumstreunen auf den Meeren, heißt es. Er möchte das Festland erobern. Wir sollten nicht darauf warten, bis es passiert. Meiner Ansicht nach ist Angriff die beste Verteidigung. Deshalb schlage ich vor, wir machen uns auf die Suche nach den Geisterpiraten. In Neumondnächten soll es leichter sein als in anderen Nächten, das Totenschiff zu finden. Und wenn wir es entdeckt haben, greifen wir es an.«

»Womit?« fragte ich.

Eggar holte eine großkalibrige Pistole aus seinem Jackett. »Damit schieße ich die Knochenmänner in Stücke.«

»Womit ist Ihre Waffe geladen?« wollte ich wissen.

»Nicht mit Pralinen, das kann ich Ihnen sagen«, grinste Eggar.

»Mit gewöhnlichen Kugeln können Sie den Geisterpiraten nichts anhaben. Das sind schwarzmagische Wesen…«

»Verdammt noch mal, irgendwie muß diesen Biestern doch beizukommen sein!« ereiferte sich Morris Eggar.

»Es gibt natürlich Waffen, mit denen man Mort Diabello und seiner Mannschaft gefährlich werden kann«, sagte ich.

»Besitzen Sie solche Waffen, Sinclair?«

»Ja.«

»Wie viele? Würden Sie uns einige davon leihen?«

Ich vereinbarte mit den Seeleuten, daß wir uns an dieser Stelle in einer halben Stunde wieder treffen würden. Dann begab ich mich mit Suko in das Hotel, in dem wir abgestiegen waren.

Während sich Suko umzog, plünderte ich meinen Einsatzkoffer, entnahm ihm die Gnostische Gemme, eine Reserve-Beretta, die Dämonenpeitsche, eine Weihwasserpistole, den geweihten Silberdolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte und außerdem mit Symbolen der Weißen Magie versehen war.

Suko schüttelte den Kopf. »Mann, das ist die heißeste Nacht, die ich seit langem erlebt habe. Wenn es uns gelingen sollte, mit den Geisterpiraten aufzuräumen, lasse ich mich zum Ehrenbürger von Harwich ernennen.«

Wir verließen unser Hotel.

Eine halbe Stunde später gingen wir an Bord des Schnellbootes. Ich gab Morris Eggar die Reserve-Beretta und erklärte ihm, daß die Waffe mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Tom Hillerman erhielt von mir die Gnostische Gemme, und ich sagte

ihm, wie er sie handhaben mußte.
Für Tovath Davis blieb der Silberdolch.
Eggar schob die Beretta in seinen Gürtel. »Kann es losgehen, Sinclair?« Ich nickte.
Daraufhin kümmerten sich Hillerman und Davis um die Taue. Das Schnellboot legte ab. Die Fahrt ins Ungewisse begann.

***

Ich stand neben Morris Eggar. Suko unterhielt sich mit Hillerman und Davis. Er zerzählte ihnen, wie es ihm an Bord des Totenschiffes ergangen war. Sie hörten gespannt zu.
Harwich lag weit hinter uns. Wir fuhren in östlicher Richtung. Eggar streifte mich mit einem beinahe ehrfürchtigen Blick.
»Wie lange machen Sie das schon, Sinclair?«
»Was?«
»Jagd auf Geister und Dämonen.«
»Ein paar Jahre.«
»Und haben immer noch heile Knochen. Wie haben Sie das bloß geschafft?«
Ich lächelte. »Ich war eben immer auf der Hut.«
»Waren Sie nicht manchmal schon in Situationen, wo Sie dachten, jetzt bin ich geliefert?«
»Leider nicht erst einmal.«
»Trotzdem machen Sie weiter. Sie müssen sehr mutig sein, Sinclair.«
Ich hob die Schultern. »Ich weiß lediglich, was ich mir zumuten darf. Zu viel habe ich noch nie gewagt.«
Eggars Gesicht verkantete. »Harwich ist nicht gerade ein englischer Paradeort, nicht wahr? Trotzdem möchte ich nirgendwo sonst leben. In Harwich kenne ich jede Straße, jedes Haus, jeden Menschen. Ich fühlte mich nirgendwo so zu Hause wie da. Deshalb habe ich mich entschlossen, Mort Diabello bis zum letzten Blutstropfen zu bekämpfen. Es darf ihm nicht gelingen, was er sich vorgenommen hat. Er darf Harwich nicht in seine Gewalt bringen. Er soll zur Hölle fahren!«
»Das wird er, wenn das Glück sich auf unsere Seite stellt«, sagte ich. Obwohl wir uns unterhielten, versäumten wir nicht, nach dem Geisterschiff Ausschau zu halten. Bislang hatte noch keiner von uns die Piraten entdeckt. Wir hatten inzwischen etwa jene Position erreicht, wo sich das Totenschiff befunden hatte, als man Suko an Bord genommen hatte.
Unsere Augen bohrten sich in die Dunkelheit. Silberhell wurde das Licht des Neumondes von der Meeresoberfläche reflektiert.
Bald sprach keiner von uns mehr ein Wort. Die Spannung wuchs. Morris Eggar nagte nervös an seiner Unterlippe. Wir alle glaubten, die

Nähe des Geisterschiffes fühlen zu können, doch wir konnten es nirgendwo entdecken.

»Ehrlich gesagt, ganz wohl ist mir ja nicht bei der Angelegenheit«, raunte mir Eggar zu. »Aber ich bereue nicht, Ihnen meine Hilfe angeboten zu haben, Sinclair. Und ich bin davon überzeugt, daß meine Freunde ebenso denken.«

»Harwich kann stolz auf Sie und Ihre Freunde sein, Morris«, sagte ich. Eggar hob die Nase. Er sog den Wind prüfend ein. »Verdammt, ich glaube, ich kann die Spukgestalten schon riechen, Sinclair.«

Die Nacht barg Feindseligkeit in sich. Wir warteten voller Spannung auf den Augenblick, wo einer von uns das Totenschiff zu Gesicht bekommen würde.

»Da!« stieß plötzlich Tovath Davis aufgeregt hervor. »Achteraus!«

Eggar und ich drehten uns synchron um. Jetzt sahen wir es alle. Fast majestätisch schob es sich aus der Schwärze der Nacht heraus. Der mächtige bleiche Totenkopf, der anstelle einer Galionsfigur am Bug angebracht war, grinste uns feindselig an.

Morris Eggar riß die Silberkugel-Beretta aus dem Gürtel. »Es ist das zweitemal, daß ich diesem unheimlichen Schiff begegne, Sinclair. Hoffentlich ist es das letztemal!«

»Das liegt an uns«, sagte ich und nahm meine Pistole in die linke Hand. Mit der rechten hakte ich die Dämonenpeitsche von meinem Gürtel los.

Ich machte damit eine kreisende Bewegung, und drei lange Lederschnüre schnellten aus dem Griff.

Dämonen, die ich mit dieser Peitsche getroffen hatte, hatten sich innerhalb kürzester Zeit in nichts aufgelöst. Sie waren einfach vergangen.

Ich hoffte, daß ich damit auch Kapitän Diabello zur Hölle schicken konnte. Morris Eggar stoppte die Motoren.

Die Geisterpiraten machten sich fertig zum Entern. Augenblicke später flogen schon die ersten Taue auf uns herab, und mit Geschrei griffen die Knochenmänner uns an.

Behende kletterten sie an den Tauen herab.

Wir begannen zu feuern. Ich traf ein Skelett. Es zerplatzte. Eine Vielzahl von Knochensplittern prasselte auf das Deck des Schnellbootes.

Tom Hillerman stürzte sich mit der hochgeschwungenen Gnostischen Gemme auf den ersten Piraten, der das Deck erreichte.

Er hieb mit dem magischen Stein zu. Der Knochenmann stieß ein heiseres Gebrüll aus. Er klappte zusammen, fiel, streckte sich auf dem Boden aus und regte sich nicht mehr.

Hillerman beförderte das Skelett mit einem Tritt ins Wasser. Tovath Davis stach dem nächsten Piraten meinen magischen Dolch zwischen

die Rippen.
Wie vom Blitz getroffen brach der Angreifer zusammen.
»Wir schaffen es!« schrie Davis begeistert. »Wir werden ihnen zu einem Höllentrip verhelfen, von dem sie nicht mehr zurückkehren können!«
Abermals stach Tovath Davis zu. Wieder mit Erfolg. Morris Eggar setzte seine Beretta ein. Seine Zielsicherheit war erstaunlich. Er holte mit jeder Kugel einen Piraten vom Tau.
Suko jagte einem Skelett aus nächster Nähe eine Silberkugel durch den Totenschädel, aber dann lief es ihm kalt über den Rücken.
»Davis!« brüllte er.
Der Seemann hatte einen Piraten übersehen. Das Knochenbiest schlich sich von hinten an Davis heran.
Als Suko brüllte, kreiselte Tovath Davis herum. Aber er war nicht schnell genug. Er stieß zwar mit dem Silberdolch zu, doch der Geisterpirat hatte noch die Möglichkeit, den hochgeschwungenen Säbel herabsausen zu lassen.
Die blitzende Klinge hätte Davis den Kopf gespalten, wenn er sich nicht im allerletzten Augenblick zur Seite geworfen hätte. Aber der Säbel traf Tovath Davis' Arm.
Der Seemann stieß einen gellenden Schmerzensschrei aus. Blut tränkte seinen Pullover. Er taumelte genau auf einen weiteren Piraten zu. Der Unhold wollte ihm mit seinem Dolch das Leben nehmen. Es war riskant, auf den Piraten zu schießen. Die Kugel konnte auch Tovath Davis treffen.
Suko riskierte den Schuß trotzdem, denn er erkannte, daß Davis sonst verloren gewesen wäre. Der Schmerz machte den Seemann blind.
Tovath Davis erkannte die Gefahr nicht mehr, die ihm drohte.
Suko zielte. Er hielt die Waffe im Beidhandanschlag, und als der Knochenmann seinem Gegner den Dolch in den Leib stoßen wollte, drückte der Chinese ab.
Das Projektil traf die Schläfe des Skeletts. Die Gefahr war gebannt.
Davis faßte nach seinem verletzten Arm, den er nicht mehr gebrauchen konnte. Sein Gesicht war verzerrt. Er mußte höllische Schmerzen haben. Und er verlor zuviel Blut.
Suko kämpfte sich zu Tovath Davis durch. Er hielt alle Angreifer von dem Verletzten fern, wich nicht mehr von seiner Seite.
»Was ist mit Tovath?« schrie Tom Hillerman. Er hieb mit der Gnostischen Gemme wild auf zwei Piraten ein.
»Verletzt!« gab Suko zurück.
»Diese verfluchten Halunken!« brüllte Hillerman. Er griff gleich drei Piraten gleichzeitig an. Zwei konnte er mit dem magischen Stein erledigen. Doch der dritte prellte ihm mit seinem Enterhaken die

Gemme aus der Faust.
Ich ließ die Dämonenpeitsche pfeifen. Die drei Lederschnüre fegten über die bleichen Totenköpfe hinweg und trafen ihr Ziel.
Ich weiß nicht, wie viele Geisterpiraten wir in dieser kurzen Zeit erledigten, aber es mußte eine ganz erkleckliche Anzahl sein.
Gespannt hielt ich Ausschau nach Kapitän Diabello. Von Suko wußte ich, wie er aussah. Aber er ließ sich noch nicht blicken.
Sein Auftritt sollte wohl erst kommen, wenn die Schlacht geschlagen war. Aber darauf wollte ich nicht warten.
Ich hatte die Absicht, Diabello auf seinem Schiff anzugreifen, ihn zu stellen und zu vernichten.
Atemlos kämpfte ich mich durch das Getümmel. Ich schoß. Und schlug mit der Peitsche. Ich setzte mich voll für einen Sieg über Mort Diabello ein. Dabei entging mir, daß aus dem Mund des Totenkopfs, der am Bug des Geisterschiffes angebracht war, eine graue Nebelschwade flog.
Niemand beachtete sie.
Sie schwebte auf Morris Eggar zu, der gegen die Knochenwesen einen beherzten Kampf austrug. Innerhalb weniger Sekunden erreichte die kleine Nebelwolke den Seemann. Sie legte sich wie eine Kappe auf seinen erhitzten Kopf. Ohne daß er es merkte, drang die Schwade zu seinem Geist vor. Er hörte auf zu kämpfen. Das Geschehen schien ihn plötzlich nicht mehr zu interessieren.
Tom Hillerman bückte sich, um die Gnostische Gemme aufzuheben, die ihm entfallen war. Da versetzte ihm sein Gegner einen kraftvollen Tritt.
Hillerman verlor das Gleichgewicht. Er prallte gegen die Reling, kippte über sie hinweg und fiel ins Wasser.
»Mann über Bord!« schrie Suko.
Ich wollte soeben nach einem der vom Geisterschiff herabhängenden Taue greifen, um daran hochzuklettern.
Sukos Ruf riß mich herum. Mit einem Blick erfaßte ich die Situation. Tom Hillerman war nicht mehr da.
Ich wollte mich um ihn kümmern, rannte über das Deck. Im selben Moment ließ Morris Eggar die Motoren des Schnellbootes an.
»Was soll das? Hat er den Verstand verloren?« schrie Suko. Ich erledigte mit einem Peitschenhieb das letzte Skelett, das sich auf dem Schnellboot befand.
Eggar fütterte die Motoren mit Treibstoff. Das Schnellboot nahm rasch Fahrt auf. Hatte er nicht gehört, daß Tom Hillerman über Bord gegangen war?
Tovath Davis ging es nicht gut. Die Blutlache unter seinem Arm wurde immer größer.
»Er braucht dringend einen Arzt«, sagte Suko, als ich an ihm

vorbeilief.

Wir entfernten uns mit zunehmender Geschwindigkeit vom Geisterschiff – und damit auch von der Stelle, wo Tom Hillerman ins Meer gefallen war. Morris Eggar schien das egal zu sein. Es schien ihn nicht zu kümmern, was aus seinem Freund wurde. Das paßte nicht zu dem Bild, das ich von diesem Mann hatte.

Verdammt noch mal, hier stimmte doch irgend etwas nicht.

Ich eilte auf den Seemann zu. »Morris! Umkehren! Sie müssen sofort umkehren! Tom Hillerman ist über Bord gegangen!«

Eggar schien taub zu sein. Er reagierte nicht auf meine Worte. Ich erreichte ihn. Sein Gesicht war ausdruckslos. Er starrte geradeaus und hielt das Steuerrad fest in seinen klobigen Händen.

Ich packte ihn an den breiten Schultern und schüttelte ihn. »Morris! Haben Sie nicht verstanden, was ich gesagt habe? Tom Hillerman ist ins Meer gestürzt!«

Als der Mann immer noch nicht reagierte, begriff ich.

Etwas manipulierte Morris Eggar. Anscheinend hatte Mort Diabello erkannt, daß wir seiner Mannschaft mit unseren Waffen zu großen Schaden zufügen konnten.

Deshalb hatte er auf eine Weise, die mir unbekannt war, Einfluß auf den Geist dieses Mannes genommen und veranlaßt, daß Eggar mit dem Schnellboot das Weite suchte.

Dadurch war es uns nicht möglich, an Bord des Geisterschiffes zu klettern, und mit den restlichen Piraten aufzuräumen.

»Morris!« schrie ich den Seemann an. »Morris!«

Er nahm überhaupt nicht wahr, daß ich neben ihm stand. Ich versuchte ihn vom Steuerrad wegzudrängen, doch er stand da wie ein Felsen, ließ sich nicht ein Stück zur Seite bewegen, behielt das Rad fest in seinen großen Händen.

Ich schaute nervös zurück.

Das Piratenschiff war in der Dunkelheit verschwunden. Wir mußten umkehren. Augenblicklich. Aber Morris Eggar war dazu nicht zu bewegen. Mein Kruzifix fiel mir ein.

Blitzschnell holte ich es aus meinem Hemd. Als ich dem Seemann das geweihte Silberkreuz auf die Stirn drückte, kam er schlagartig wieder klar.

Seine Lider flatterten. Er blickte mich verwirrt an. »Sinclair…«

»Wenden Sie, Morris! Rasch!«

»Was ist passiert? Wo sind sie, die Piraten…?«

Ich sagte ihm, was er nicht wußte. Er wurde blaß. »O mein Gott!« stieß er atemlos hervor. Dann brachte er das Schnellboot hastig auf den richtigen Kurs. Wir rasten zurück.

Aber wir erlebten eine bittere Enttäuschung. Ich hatte das befürchtet. Kapitän Diabello hatte sich aus dem Staub gemacht.

Das Geisterschiff war verschwunden. Als hätte es nie existiert.

***

Suko kümmerte sich um Tovath Davis' Verletzung. Es gelang ihm zwar, die Blutung einzudämmen, aber er konnte sie nicht stillen. Ich hatte inzwischen meinen Silberdolch und die Gnostische Gemme eingesammelt.

Seit einer halben Stunde kreuzten wir nun schon auf dem Meer. Immer wieder stellte Morris Eggar die Motoren ab. Wir lauschten.

Eggar rief verzweifelt Hillermans Namen, doch Tom Hillerman antwortete nicht. War er ertrunken? War er den Piraten in die Hände gefallen? Wir wußten es nicht.

Und das peinigte vor allem Morris Eggar.

»Wenn Tom nicht mehr lebt, bin ich schuld an seinem Tod!« knirschte der Seemann.

Ich schüttelte bestimmt den Kopf. »Das stimmt nicht, Morris. Ihr Geist war von einer magischen Macht blockiert.«

»Quatsch. Ich habe die Motoren in Gang gesetzt. Ich bin mit dem Schnellboot abgefahren, ohne mich um Tom zu kümmern.«

»Sie hatten doch keine Ahnung, daß er über Bord gegangen war. Sie wußten nicht, was Sie taten«, sagte ich.

Eggar legte die Hände trichterförmig an den Mund. »Tom!« brüllte er, so laut er konnte. »Tom! Wo bist du? Hörst du mich? Antworte, Tom!«

Aber Tom blieb stumm.

Morris Eggar sah mich betroffen an. »Er lebt nicht mehr, Sinclair. Ich fühle es. Ich habe meinen besten Freund verloren.« Das Gesicht des Seemanns verzerrte sich vor Wut und Haß. Er schrie in die Nacht hinein: »Mort Diabello, du gottverfluchter Bastard, das wirst du mir büßen! Ich mach' dich fertig, du satanisches Drecksstück! Warum bist du abgehauen, du feiger Hund? Fühlst du dich uns nicht gewachsen? Hast du Angst vor ein paar Menschen, die den Mut aufbringen, dich zu bekämpfen? Warum kommst du nicht zurück? Stell dich zum Kampf, Kapitän! Laß es uns in dieser Nacht entscheiden, wer von uns der stärkere ist!«

Stille.

Aber nicht lange. Ich hatte mit keiner Reaktion von Seiten Diabellos gerechnet. Um so mehr erstaunte mich das dumpfe Grollen, das wir plötzlich alle wahrnahmen.

»Was ist das?« fragte Suko beunruhigt.

»Ich hab' das schon mal gehört«, sagte Tovath Davis knirschend. »Auf dem Atlantik draußen. Damals war es ein Seebeben, ausgelöst von einem Erdrutsch auf dem Meeresgrund. Die darauffolgende Springflut hätte unser Schiff beinahe zertrümmert.«

Morris Eggar ließ die Motoren wieder an.

Das Meer wurde merklich unruhig. Eggar brachte das Schnellboot auf heimatlichen Kurs. Etwas Bedrohendes erfüllte die Nacht.

Mir gefiel unsere Situation nicht. Es machte mir nichts aus, gegen Dämonen zu kämpfen, selbst wenn sie noch so mächtig waren.

Aber gegen Naturgewalten war ich machtlos. Ich wollte nicht zum Spielball der Elemente werden, denn ich wußte, daß kein Mensch ihnen gewachsen war.

Morris Eggar drehte voll auf. Das Schnellboot schnitt durch die schwarzen Fluten. Wir blickten uns um, und plötzlich stieß Eggar entsetzt hervor: »Gott im Himmel…!«

Hinter uns stieg eine steile Wasserwand hoch. Zwanzig Yards! Ein Heulen, Gurgeln und Brausen begleitete die Springflut auf ihrem Weg. Sie raste hinter uns her.

Wir schienen nicht vom Fleck zu kommen, obwohl das Schnellboot mit Höchstgeschwindigkeit fuhr. Unter unserem Boot schien sich ein gewaltiger Sog zu bilden, der uns in die Tiefe reißen wollte. Die Wasserwand fegte heran.

Suko schlang sich blitzschnell ein Tau um die Leibesmitte. Auch Tovath Davis band er fest, damit die Wassermassen den Verletzten nicht über Bord spülen konnten.

Mir war sonnenklar, daß diese Naturkatastrophe von Mort Diabello ausgelöst worden war.

Es konnte ihm dabei aber nicht nur darum gehen, einen gewaltigen Schlag gegen uns zu führen. Ich vermutete, daß er mit dieser Sturzflut auch noch ein weiteres Ziel verfolgte: Er wollte Harwich einnehmen – und die hochgischtenden Wassermassen sollten es ihm leichter machen, über den kleinen englischen Küstenort herzufallen.

Immer näher kam uns die mächtige Woge. Hoch türmte sie sich auf. Weiße Kämme tanzten auf ihr. Die riesige Wasserwand wölbte sich. Sie neigte sich uns entgegen, ragte fast schon über uns drüber. Eggar und ichnahmen die letzte Chance wahr, um uns ebenfalls mit Tauen an das Schiff zu binden.

Und dann stürzten sich die Wassermassen mit einer unvorstellbaren Urgewalt auf uns herab. Wir waren auf einmal mittendrin in diesem fürchterlichen Heulen und Tosen.

Überall war Wasser.

Das Schnellboot wurde umhergestoßen. Mehrmals ragten die Schiffsschrauben aus dem Wasser. Dröhnend drehten sie sich leer durch. Das Schnellboot drohte zu kentern. Es drehte sich im Kreis. Es wurde gerüttelt und geschüttelt. Ich konnte mich nicht auf den Beinen halten, fiel.

Wasser packte mich, spülte mich fort. Ich sauste über das Deck, bis sich das Tau spannte und mich festhielt.

Ich glaubte, unter dieser gewaltigen Flut von Wasser ertrinken zu

müssen. Gewiß erging es Suko, Tovath Davis und Morris Eggar genauso.

Wir befanden uns im Zentrum eines höllischen Infernos, aus dem es kein Entrinnen mehr zu geben schien.

Ich japste nach Luft, spie das Salzwasser aus, versuchte auf die Beine zu kommen. Da kippte aber das Deck steil ab und ich knallte hart auf den Boden.

Jetzt! schoß es mir siedendheiß durch den Kopf. Jetzt überschlägt sich das Boot. Aber ich irrte mich. Das Schiff richtete sich wieder gerade. Es grenzte an ein Wunder.

Die Sturzflut trug uns mit unvorstellbarer Geschwindigkeit der Küste entgegen. Genau auf Harwich rasten wir zu.

Als ich den alten Leuchtturm erblickte, krampfte sich mein Herz zusammen. Die riesige Woge trug uns geradewegs darauf zu.

Was Morris Eggar auch immer anstellte, es nützte nichts. Das Schnellboot war manövrierunfähig. Die Katastrophe ließ sich nicht vermeiden.

Es hatte den Anschein, als würden nicht wir auf den Leuchtturm, sondern der Leuchtturm auf uns zukommen. Schon umspülten ihn die Fluten. Und dann kam der Aufprall.

Er war mörderisch. Ich hörte Tovath Davis aufbrüllen. Morris Eggar schrie ebenfalls. Ich hörte, wie der Leuchtturm auseinanderbrach, wie gleichzeitig aber auch unser Schnellboot in Trümmer ging.

Blech kreischte. Gestein polterte. Es schmetterte mich so hart auf die Planken, daß ich für einige Zeit die Besinnung verlor…

***

Als ich die Augen aufschlug, war alles vorbei. Klatschnaß waren meine Kleider, und ich fror erbärmlich. Meine Glieder schmerzten. Ich hoffte, daß ich mir nichts gebrochen hatte.

Neben mir stöhnte Morris Eggar. Aber sonst war nichts zu hören. Eine fast zu perfekte Stille umgab uns und weckte sogleich mein Mißtrauen.

Es kostete mich einige Mühe, auf die Beine zu kommen. Da, wo der Leuchtturm gestanden hatte, lag nun unser Schnellboot.

Suko hatte sich über Tovath Davis gebeugt. Ich löste das Tau, das immer noch um meine Mitte geschlungen war. Morris Eggar kam zu sich. Er erweckte nicht den Eindruck, als ob er meine Hilfe brauchte.

Ich begab mich zu Davis und Suko. »Lebt er noch?«

»Ja«, antwortete der Chinese. »Aber es müßte sich dringend ein Arzt um ihn kümmern.«

»Komm. Wir tragen ihn von Bord.«

Wir hoben Tovath Davis hoch und kletterten mit ihm vom Schnellboot herunter. Morris Eggar folgte uns.

Die Springflut hatte die meisten Schiffe im Hafen zertrümmert. Sie war gegen die Häuser geprallt, hatte Türen und Fenster eingedrückt und die Dächer abgedeckt.

Bis zum Zentrum von Harwich waren die Wassermassen vorgedrungen. Suko und ich trugen Tovath Davis. Auch er fand das Bewußtsein wieder.

»Beißen Sie die Zähne zusammen«, sagte ich. »Wir bringen Sie zu einem Arzt. Er wird Ihnen etwas geben, damit Sie keine Schmerzen mehr haben.«

Doch es sollte anders kommen!

Hinter uns stieß plötzlich Morris Eggar einen entsetzten Schrei aus. Wir schauten zurück – und entdeckten das Geisterschiff! Es mußte hinter der Springflut nachgekommen sein. Alles an dem Schiff war intakt.

Soeben kletterten die ersten Skelette von Bord und sprangen an Land. Wir hörten die scharfe Stimme des Piratenkapitäns.

»Schneller!« schrie er. »Beeilt euch! Und vergeßt nicht: Zuerst will ich diesen John Sinclair haben! Alles andere kommt danach!«

***

Die Knochenpiraten rückten an. Da wir auf den verletzten Tovath Davis Rücksicht nehmen mußten, konnten wir uns nicht zum Kampf stellen.

Wir waren gezwungen, uns abzusetzen. Morris Eggar wies uns den Weg. Wir mußten kurze Strecken durch knietiefes Wasser zurücklegen, das in den Senken der Gassen stand.

Die Häuser, die direkt am Hafen standen, waren naturgemäß am schlimmsten von der Springflut verwüstet worden.

Sämtliche Bewohner hatten die Gebäude, von denen nur einige einsturzgefährdet waren, Hals über Kopf verlassen.

Ich hörte Suko keuchen. Tovath Davis hing schwer zwischen uns. Wir konnten nicht laufen, nur schnell gehen.

Die Skelette holten auf. Wir hörten sie hinter uns herklappern. Morris Eggar schoß die ersten beiden Geisterpiraten nieder. Doch dadurch ließen sich die anderen Knochenmänner nicht stoppen. Sie wollten mich um jeden Preis kriegen. Egal, wie viele von ihnen dabei noch draufgehen würden.

Morris Eggar wies auf einen schmalen Durchlaß. »Da hinein!« rief er. Er kannte sich so gut in Harwich aus, daß wir seinem Ruf bedenkenlos folgten.

Atemlos erreichten wir die Rückfront des zweistöckigen Warenhauses. Morris Eggar fackelte nicht lange. Er warf sich mehrmals gegen die abgeschlossene Hintertür. Das Holz splitterte. Seinem dritten Rammstoß hielt es nicht stand. Die Tür flog auf. Wir

hasteten mit Tovath Davis in das Warenhaus, während uns Eggar Feuerschutz gab.

Die Piraten schwärmten aus. Sie suchten nach einer anderen Möglichkeit, in das Gebäude zu gelangen.

Tovath Davis biß tapfer die Zähne zusammen. Kein Laut kam über seine Lippen. Ich wußte, daß er furchtbare Schmerzen hatte und raunte Suko zu: »Wir werden von hier aus einen Doktor anrufen.«

Vorbei an Warentischen und prall gefüllten Verkaufsregalen trugen wir den Verletzten. Rechts führten drei schwarze Marmorstufen in einen anderen Verkaufsraum.

Es handelte sich um die Jagdabteilung. Suko und ich verständigten uns mit einem raschen Blick. Dann schleppten wir Tovath Davis über die Stufen hinunter. In zahlreichen Ständern waren unzählige Gewehre aufgestellt.

Schrotflinten. Jagdbüchsen. Präzisionsgewehre erster Güte.

»Eggar!« rief Suko. »Eggar, hierher!«

Der Seemann schien immer noch den Eingang zu verteidigen. Auch ich rief ihn. Er kam.

»Wir igeln uns hier ein!« sagte ich.

»Okay«, keuchte Morris Eggar. »Und was machen wir mit Tovath? Der hält nicht mehr lange durch.«

»Er kriegt seinen Arzt«, sagte ich.

Suko stieß die Tür zu einem kleinen Nebenraum auf. Hier konnte sich das Verkaufspersonal während der Pausen aufhalten. Es gab einen bequemen Sessel. In den setzten wir den Verletzten.

»Hier«, sagte ich und drückte Davis meine Beretta in die gesunde Hand.

»Brauchen Sie die nicht, Sinclair?« fragte Davis.

»Ich weiß mir anders zu helfen«, gab ich zurück.

Dann verließ ich den Raum, um in fiebernder Hast meine Vorbereitungen zu treffen. Ich nahm drei Schrotflinten aus den Ständern. Suko riß sämtliche Laden auf, bis er die dazugehörige Munition fand.

Der Chinese legte sich außerdem noch ein Scharfschützengewehr zu. Während er die Munition auf das Verkaufspult legte, versuchte Morris Eggar einen Arzt für seinen Freund zu bekommen.

»Hallo!« rief er in den Hörer. »Hallo! Verdammt…!« Er knallte den Hörer in die Gabel und blickte uns wütend an. »Die Leitung ist tot.«

»Dafür haben die Piraten gesorgt«, sagte ich.

Suko stellte die Schrotpatronen wie Zinnsoldaten vor mir auf. Ich hatte ihn darum gebeten. Nun griff ich in die Hosentasche und hoffte, daß die Weihwasserphiole ganz geblieben war.

Sie war es.

Ich öffnete sie und ließ auf jede einzelne Patrone einen Tropfen

Weihwasser fallen. Nun würden die Geschosse auf die Geisterpiraten eine verheerende Wirkung haben.

Auch die Munition für Sukos Präzisionsgewehr beträufelte ich auf seinen Wunsch mit Weihwasser. Er hängte sich die Knarre um, nachdem er sie geladen hatte, und griff dann nach der Schrotflinte, um sie ebenfalls zu laden.

Sie kamen. Die Spukwesen verteilten sich im Erdgeschoß des Warenhauses. Wir gingen hinter dem Verkaufspult in Deckung und warteten.

Jeder hatte seine geladene Schrotflinte fest in der Hand. Wir waren bereit, zu feuern, sobald sich der erste Knochenmann zeigte.

Wir hörten, wie sie die Regale umstießen. Sie verwüsteten die Abteilungen, waren auf der Suche nach uns.

Ich beobachtete Morris Eggar. Der Seemann nagte nervös an seiner Unterlippe. Ich konnte mir vorstellen, wie es im Moment in seinem Inneren aussah. Als er merkte, daß ich ihn anschaute, machte er das Okay-Zeichen.

Die Geisterpiraten kamen näher.

Ihre Schritte waren von einem unheimlichen Knarren und klappern begleitet. Suko stieß mich an. »Dort hinten habe ich Dynamit entdeckt, John«, raunte er mir zu.

Ich schüttelte den Kopf. »Können wir hier drinnen nicht verwenden. Damit würden wir uns selbst in Gefahr bringen. Es könnte uns die Decke auf den Kopf fallen.«

Im selben Augenblick tauchte das erste Horrorwesen auf. Mit blitzendem Säbel und funkelndem Dolch.

»Den übernehme ich!« schrie Morris Eggar. Er riß die Schrotflinte hoch, zielte kurz und drückte ab.

Brüllend entlud sich die Waffe. Die geweihte Schrotladung zerfetzte den Knochenmann. Daraufhin griffen gleich mehrere Piraten auf einmal an.

Unsere Waffen donnerten los. Wir hielten reiche Ernte unter den Skeletten. Es war ihnen nicht möglich, die Marmortreppen zu überwinden. Dennoch rollte eine Angriffswelle nach der anderen auf uns zu. Wir hatten große Mühe, sie nacheinander abzuschlagen.

»Herrgott noch mal, wie viele sind das denn noch?« schrie Morris Eggar. »Je mehr wir von denen abschießen, desto mehr scheinen es zu werden.«

Es sah tatsächlich so aus. Daß die Piraten auch noch von einer anderen Seite her angriffen, entzog sich zu diesem Zeitpunkt noch unserer Kenntnis…

***

Sie fanden einen Weg durch den Schacht der Klimaanlage. Auf allen

vieren krochen sie durch den engen Schlauch.

Der vorderste Pirat hatte seinen Dolch zwischen die Zähne geklemmt. Er erreichte eine Öffnung, die mit einem Aluminiumgitter abgedeckt war.

Mit seinen leeren schwarzen Augenhöhlen starrte er nach unten. Er erblickte Tovath Davis. Der Verletzte befand sich zum zweitenmal hart am Rande einer Ohnmacht.

Das Warenhaus war vom Krachen der Schüsse erfüllt, deshalb hörte Davis nicht, wie der Knochenpirat das Gitter nach unten drückte und sich langsam aus der Öffnung schob.

Davis' Gesicht war schmerzverzerrt. Seine Zähne klapperten aufeinander. Er fror in seinen nassen Kleidern.

Die Beretta, die ihm John Sinclair gegeben hatte, lag auf seinen Knien. Seine Hand ruhte darauf, aber er hielt den Kolben nicht fest.

Das Skelett pendelte einen Augenblick von der Decke herab. Dann ließ es oben los und landete auf den glänzenden PVC-Fliesen.

Tovath Davis hatte die Augen geschlossen. Er hoffte, so bald wie möglich von seinen Schmerzen erlöst zu werden.

Das Krachen der Schüsse hatte ihn zu Beginn erschreckt, doch jetzt nicht mehr. Er glaubte sich in diesem fensterlosen Raum sicher.

Solange dort draußen geschossen wurde, würden die Piraten wohl keine Möglichkeit finden, bis zu ihm vorzudringen.

Als er das Klappern ganz in seiner Nähe vernahm, begriff er, daß er sich geirrt hatte. Bestürzt riß er die Augen auf.

Drei Skelette stürzten sich auf ihn.

Er wollte sich mit Sinclairs Waffe verteidigen, doch er hatte nicht einmal mehr die Zeit, die Pistole fest in die Hand zu nehmen. Als sie ihn packten, stieß er einen markerschütternden Schrei aus…

***

Ich hörte den Schrei, und mir stockte der Atem, denn ich begriff, daß uns die verdammten Geisterpiraten überlistet hatten.

Die Tür zum Nebenraum wurde aufgestoßen. Mir krampfte es das Herz zusammen, als ich Tovath Davis zwischen zwei Skeletten hängen sah.

Der dritte Knochenmann drückte Davis die Spitze seines Dolchs gegen die Kehle und befahl mit schneidender Stimme: »Waffen weg!«

Ich zögerte nur einen Augenblick, doch dann sah ich ein, daß ich das Leben dieses verletzten Seemanns nicht aufs Spiel setzen durfte.

Ich nahm die Hände von meiner Schrotflinte und richtete mich auf. Ich spreizte die Arme ab und knurrte ganz hinten in der Kehle: »Und was weiter?«

»Du gehst jetzt nach draußen, Sinclair!« befahl mir der Geisterpirat. »Unbewaffnet. Das heißt: ohne die Dämonenpeitsche, ohne dein

silbernes Kreuz, ohne alles…«

Ich hatte keine andere Wahl. Ich mußte gehorchen.

So schwer es mir auch fiel. Ich legte alles auf den Verkaufstisch. Die Gnostische Gemme. Das Kreuz. Den Silberdolch. Die Dämonenpeitsche. Ich kam mir nackt vor, als ich keine meiner wirksamen magischen Waffen mehr besaß.

Langsam wandte ich mich um. Mein Blick streifte Suko. Der Chinese starrte mich sorgenvoll an. Er schüttelte kaum merklich den Kopf.

Es schien so, als wollte er sagen: Geh nicht! Verlasse dieses Warenhaus nicht, John! Wenn du hinausgehst, bist du verloren!

Ich wußte, was – beziehungsweise wer – mich draußen erwartete: Kapitän Mort Diabello.

Meine Niederlage würde sein größter Triumph sein.

»Geh!« schnarrte der Knochenmann, und ich setzte mich in Bewegung. Die Skelette, auf die ich zuschritt, traten zurück.

Keiner richtete seine Waffe gegen mich. Mort Diabello schien ihnen gesagt zu haben, daß er mich lebend haben wollte.

Sie hatten das Glas des Haupteingangs zertrümmert. Ausgestreckte Knochenfinger wiesen mir den Weg, den ich zu gehen hatte. Mir war, als würde ich zum Schafott geführt.

Vor dem Warenhaus erwartete mich Mort Diabello. Zwei Knochenpiraten flankierten ihn. Er grinste dämonisch.

Und seine Knochenfaust hielt mir einen Silberbecher hin, in dem sich der Teufelsnektar befand, der aus mir dasselbe Knochenscheusal machen würde wie es Diabello und seine Mannschaft waren.

»Trink!« sagte der Horror-Kapitän scharf. »Leere diesen Becher bis zur Neige, John Sinclair, damit du einer von uns wirst!«

Mich überlief es eiskalt. Waffenlos stand ich diesem Teufel gegenüber. Ich konnte ihm nicht mehr gefährlich werden. Er hatte letztlich doch gesiegt.

Auf seinen Befehl traten Mort Diabellos Knochenpiraten auf mich zu. Sie klemmten mich zwischen sich ein wie zwei harte Schraubstockbacken.

Und dann hob mir der Kapitän des Geisterschiffs den Todesbecher an die Lippen. Aus! schoß es mir durch den Kopf. Vorbei! Jetzt bist du erledigt. Mit einer unvorstellbaren Geschwindigkeit rasten eine Vielzahl meiner Abenteuer an meinem geistigen Auge vorüber.

Man hatte mich lebendig begraben. Ich hatte gegen den Neffen des Grafen Dracula gekämpft. Meinen erbittertsten Feinden – dem Spuk, Myxin, dem Magier, dem Schwarzen Tod – war es nicht gelungen, mich auszuschalten.

Diesen mächtigen Gegnern war nicht geglückt, was Kapitän Diabello nun gelingen sollte…

»Trink!« herrschte mich der Geisterkapitän erneut an.

Es hatte keinen Sinn mehr, daß ich mich weigerte. Sie würden mich zwingen, den Teufelsnektar zu trinken. Ich war ihnen rettungslos ausgeliefert. Meine Lippen entspannten sich.

Sie waren bereit, sich zu öffnen. Ich richtete meinen Blick zum tintigen Nachthimmel und hoffte auf ein Wunder, das allein mich noch retten konnte.

Und dieses Wunder geschah. Freunde, es geschah wirklich!

Ich nahm eine Bewegung wahr. Auf dem Dach des Warenhauses. Ich erkannte meinen Freund Suko. Mochte der Teufel wissen, wie er es geschafft hatte, sich unbemerkt aus der Waffenabteilung davonzustehlen.

Fest stand lediglich, daß es ihm gelungen war. Das allein zählte. Suko hatte das Präzisionsgewehr angelegt.

Er zielte auf Mort Diabello.

Ich preßte meine Lippen sofort wieder zusammen und wartete auf den erlösenden Schuß.

Da! Schon peitschte er auf. Eine Feuerblume platzte vor der Gewehrmündung auf. Im selben Augenblick traf die geweihte Kugel den Kapitän der Geisterpiraten. Das Geschoß zerlegte Mort Diabello buchstäblich in seine Bestandteile. Kein Knochen war mehr mit dem anderen verbunden.

Die Gebeine des Kapitäns wirbelten vor mir durch die Luft, klapperten auf den Boden, begannen zu glühen und vergingen noch in derselben Sekunde.

Als die Skelettpiraten das sahen, wurden sie konfus. Sie wußten nicht mehr, was sie tun sollten. Schreiend rannten sie in Richtung Hafen davon. Ich durchschaute ihre Absicht.

Sie wollten auf ihr Geisterschiff zurückkehren und verschwinden. Doch das durfte ihnen nicht gelingen.

Morris Eggar kam aus dem Warenhaus gestürmt. Er schoß mit der letzten Schrotpatrone einen Piraten nieder.

Dann ließ er das Gewehr fallen, hielt eine Packung hoch und rief: »Dynamit! Läßt sich damit etwas anfangen?«

»Und ob!« gab ich zurück. »Kommen Sie!«

Wir hetzten hinter den Skeletten her. Sie kletterten an Bord ihres Schiffes. Morris Eggar riß sein Gasfeuerzeug aus der Tasche. Er schnickte es an, während ich aus meiner Weihwasserphiole die letzten Tropfen auf die Dynamitstangen fließen ließ.

Schon brannten die Zündschnüre. Die Geisterpiraten wollten auslaufen.

Morris Eggar drückte mir die Dynamitpackung in die Hand und sagte: »Werfen Sie sie. Ich bin zu aufgeregt. Ich könnte das verdammte Schiff verfehlen.«

Ich packte die Sprengstangen, holte aus und schleuderte sie auf das

Spukschiff hinüber. Das Dynamit verfehlte sein Ziel nicht. Eggar und ich warfen uns flach auf den Boden.

Und dann krachte es. Der geweihte Sprengstoff zerfetzte das Geisterschiff. Ein riesiger Glutball hüllte das unheimliche Piratenschiff ein. Brennende Trümmer sausten durch die Nacht.

Sie klatschten aber weder ins Wasser noch fielen sie auf die Mole. Sie lösten sich während des Fluges auf.

Und nichts blieb von dem Geisterschiff, mit dem Kapitän Diabello so viele Jahrhunderte die Weltmeere unsicher gemacht hatte, übrig.

Wir kehrten zum Warenhaus zurück. Die Bewohner von Harwich fanden endlich den Mut, aus ihren Häusern zu kommen. Ein Arzt nahm sich des verletzten Tovath Davis an, und ich drückte Suko die Hand und sagte nur ein Wort: »Danke.«

Er wußte, wofür…

ENDE